

FACHTHEMA 2016

TRADITION UND ZEITGEIST

Baukultur
in historischen Stadt-
und Ortskernen

Gesellschaft und Architektur

Stadtgestaltung und Authentizität

Neues Bauen im Bestand

Städtebau in der Praxis





INHALT



4 **Zum Inhalt**

Christof Sommer,
Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft
Historische Stadt- und Ortskerne in NRW,
Bürgermeister der Stadt Lippstadt

8 **Willkommen in Kalkar**

Dr. Britta Schulz,
Bürgermeisterin der Stadt Kalkar

10 **Leitgedanken – Auftakt**

Gebaute Umwelt: Funktion, Zeugnis, Programm

Dr. Albrecht Göschel, Soziologe Berlin,
zum Verhältnis von Gesellschaft und Architektur

Positionen zum Thema

22 **Bautradition in Praxis und Gegenwart**

Michael Arns, Architekt BDA, betrachtet
die baukulturellen Wurzeln seiner Heimat
Südwestfalen

32 **Stadtbaukultur statt visueller Inszenierung**

Prof. Jürg Sulzer, Stadtplaner und Architekt BSA,
zur Komplexität und Authentizität von Städten

38 **Neue Architektur im historischen Kontext**

Prof. Mara Pinardi, Architektin BDA,
im Interview zum Bauen im Bestand

44 **Gesamtstadt, Quartier, Einzelobjekt –
Städtebau in der kommunalen Handlungspraxis**

Thomas Vielhaber, Planungsdezernent der
Stadt Arnshagen, über den Nutzen individueller
Überzeugungs- und Öffentlichkeitsarbeit

52 Beitrag des Ministeriums zum Thema Bautradition

**Die Wiege Nordrhein-Westfalens –
Stadtidentität und Baukultur**

Karl Jasper, Ministerium für Heimat, Kommu-
nales, Bau und Gleichstellung, plädiert für eine
lokale Baukultur, die sich bewusst an traditio-
nellen Werten orientiert

56 Impressionen: Fachtagung und Stadtrundgang

66 Kurzinfos zum Thema

68 Impressum



ZUM INHALT





Nichts zeichnet unsere historischen Stadt- und Ortskerne in Nordrhein-Westfalen mehr aus als das gebaute Erbe, die gebaute Geschichte. Es war mehr als an der Zeit, sich mit diesem Basisthema zu beschäftigen und damit das Alleinstellungsmerkmal unserer Mitgliedsstädte und damit auch der gesamten Arbeitsgemeinschaft im Rahmen einer Fachtagung zu betrachten.

Um die Fachtagung „Tradition und Zeitgeist – Baukultur in historischen Stadt- und Ortskernen“ zu konzipieren, war es zuallererst ein Schritt der Selbstvergewisserung, die Begriffe Bautradition und Baukultur zu konkretisieren. Es sollte nicht nur um Baukultur im Sinne einer Ergänzung des Vorhandenen gehen, sondern im Wesentlichen auch um die Einzelfaktoren, die eine lokale Tradition des Bauens und Stadtgestaltens begründen. Gebaute Geschichte unterscheidet sich in Materialität, Form, Kubatur und Dekor – und erzählt damit immer die Geschichte des Ortes und der Menschen.

Am Beispiel von Eifel und Südwestfalen konnten wir lokale und regionale Bautraditionen betrachten und bereits bei diesen Stichproben sehen, dass auch, was wir als Baugeschichte wahrnehmen, bereits mehrfach überformt wurde. Altes und Neues wurde immer wieder ergänzt, neu interpretiert und funktional weiterentwickelt.

Vor dieser Aufgabe stehen wir fortlaufend. Wir müssen als Stadtplaner und Denkmalpfleger entscheiden, wie unsere Städte weitergebaut werden, welche traditionellen Prinzipien wir beibehalten, welche wir weiterentwickeln wollen. Um den Genius Loci, den Geist des Ortes, nicht zu verlieren, sollten wir uns intensiv, vielleicht in Zukunft auch noch intensiver, mit den baukulturellen Wurzeln unserer Städte und unserer Arbeitsgemeinschaft beschäftigen. So jedenfalls empfehlen es nahezu alle Experten, die im Rahmen unserer Fachtagung das Wort hatten. Ihre Positionen, Beispiele und Empfehlungen liegen mit dieser Publikation nun auch schriftlich vor.

Viel Spaß bei der Lektüre wünscht Ihnen

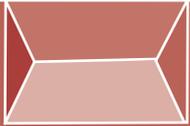
Christof Sommer,

Bürgermeister der Stadt Lippstadt, Vorsitzender der AG
Historische Stadt- und Ortskerne in NRW





WILLKOMMEN
IN KALKAR





Herzlich begrüße ich Sie im Ratssaal des Historischen Rathauses der Stadt Kalkar zur Fachtagung der „Arbeitsgemeinschaft Historische Stadt- und Ortskerne in NRW“.

Es freut mich sehr, dass Kolleginnen und Kollegen aus den Mitgliedskommunen sowie fachlich interessierte und wohl auch höchst versierte Gasthörer aus ganz Nordrhein-Westfalen heute nach Kalkar gekommen sind – zum Austausch, zum Netzwerken und zur Weiterbildung im besten Sinn: Voneinander lernen und über Grundsätzliches nachdenken steht im alltäglichen Kleinklein allzu oft hinten an. Die Fachtagungen verstehen sich als Impulsgeber – und davon können wir alle nur profitieren.

Mein Dank gilt also hier den Verantwortlichen in der Arbeitsgemeinschaft mit der Geschäftsstelle in Lippstadt für Ihre Entscheidung, diese Fachtagung in Kalkar stattfinden zu lassen. Ich hoffe sehr, dass Sie hier in Kalkar eine gute Zeit haben, Sie viele Eindrücke und erweitertes Erfahrungswissen mitnehmen – und immer auch mal wiederkommen, um privat die Stadt und die Atmosphäre am Markt und die schöne Kulturlandschaft am Rhein zu erleben.

Im nächsten Jahr feiert die Stadt Kalkar „775 Jahre Stadtrechte“ – 12 Jahre nach der Stadtgründung am 20. Oktober 1230 wurde dieses gewährt.

Nicht ganz so lang, aber immerhin direkt von Anfang an (1987) ist Kalkar Mitglied der Arbeitsgemeinschaft. Diese Mitgliedschaft wird nur auf der Grundlage bestimmter Voraussetzungen erteilt. Die Mitgliedschaft fordert ein sichtbar baukulturelles Erbe ein, die Mitgliedskerne setzen auf Alleinstellungsmerkmale für die Imagebildung und auf kulturtouristisches

Marketing – doch sind damit auch zwei weitere Aspekte verbunden: die Verpflichtung zu einem durchdachten, bewahrenden und zukunftssichernden Umgang mit den baukulturellen Zeugnissen – und: die Mitgliedschaft und die Kooperationen untereinander sind Formen der Selbstvergewisserung.

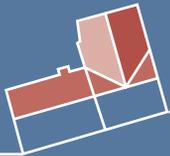
Ich glaube, das ist ein wichtiger Punkt: Wir gehen mittlerweile routiniert mit den historischen Stadt- und Ortskernen um, wir arbeiten und leben in diesen Städten, doch bedarf es immer wieder auch neuer Anstöße und Überlegungen: Wie bewahren wir die Traditionen, ohne uns darin zu verfangen, wie ermöglichen wir Bestandserhalt auch durch Nutzungen, wie gewinnen wir Moderne dazu, ohne dem Zeitgeist und seinen Trends um jeden Preis gerecht werden zu wollen.

Ich habe keine allgemeingültigen Antworten parat; Anmerkungen, Anregungen und Hinweise – die eben auch zum Diskurs einladen – werden wir mit dieser Fachtagung aber sicherlich erhalten.

Ich wünsche eine gute Fachtagung und der Arbeitsgemeinschaft, der „neuen“ Arbeitsgemeinschaft, viel Erfolg.

Dr. Britta Schulz

Dr. Britta Schulz,
Bürgermeisterin der Stadt Kalkar



LEITGEDANKEN – AUFTAKT

Alte Bebauung, nicht völlig, aber doch weitgehend unabhängig von der architektonischen oder städtebaulichen Qualität, erfreut sich ständig wachsender Beliebtheit. Der Grund dafür ist einfach. Dass ein Altes existiert, zeigt, dass es sich gegen allen Verschleiß, gegen Vernutzung, gegen die Transformation in Abfall als falschen Gegenstand am falschen Ort zur falschen Zeit durchgesetzt und behauptet hat.





Dr. Albrecht Göschel ist Architekt, Stadtplaner und Soziologe. Vor diesem Hintergrund beschäftigt er sich wissenschaftlich mit Architekturtheorie, Kultur- und Sozialpolitik, dem demografischen Wandel und daraus resultierenden Veränderungen der Generationsbeziehungen. Er ist überzeugt, dass Metropolen anhaltend wachsen, ländliche Räume weiter schrumpfen werden. Die Entwicklung und Position mittlerer und kleinerer Städte ist dabei abhängig von historischen Traditionen, die entweder positiv oder negativ bewertete Stadtidentitäten begründen.

Dr. Albrecht Göschel

GEBAUTE UMWELT: FUNKTION, ZEUGNIS, PROGRAMM

Ausdruck als integraler Bestandteil gebauter Umwelt

Jedes Artefakt ist in seiner Weise Ausdruck und damit Zeugnis seiner Zeit. Die Produktion von Ideen oder Dingen – alles was wir tun, ist zeitgebunden, zugehörig zur Zeit des Tuns. Kein Artefakt und schon gar kein Bauwerk ist ohne Ausdruck denkbar, und dieser Ausdruck haftet dem Gegenstand nicht etwa als Äußerlichkeit an, sondern ist integraler Bestandteil seiner Konstruktion und Funktion. Konstruktion und Funktion stellen eben diesen Ausdruck her, sind an sich nicht nur technische, sondern auch zeichenhafte Elemente des Gegenstandes.

Anders dagegen eine Programmatik: Bei ihr handelt es sich um eine normative Aufladung von Ausdruck oder Zeugnis zu einer Botschaft, die ein „Sollen“ mitteilt, das über den einzelnen Gegenstand hinausweist, dabei aber genauso zeitgebunden bleibt wie die Zeichenhaftigkeit von Artefakten. Programmatik erhebt den Anspruch des Vorbild- oder Modellhaften für vergleichbare Gegenstände oder Lösungen. Sie weist also normativ, ethisch oder moralisch über das einzelne Artefakt hinaus in eine Zukunft, die nach diesem Beispiel gestaltet werden soll, tut dies aber immer aus tiefer Zeitgebundenheit. Man hat vermutet, dass gerade der Programmcharakter einer überzeitlichen Symbolisierung nur gelingt, wenn die Zeitgebundenheit gewahrt bleibt. Wird eine Überzeitlichkeit ohne Zeitgebundenheit versucht, endet das in der Regel im Kitsch und im Verlust jeder Überzeitlichkeit.

Während also zeugnishafter Ausdruck jedem Gebäude – und jedem Artefakt – eigen ist, steht hinter einem programmatischen Bauwerk der normative Wille zu einer umfassenden materiellen und geistigen Verfassung von Gegenwart und Zukunft. Beiden gemeinsam ist aber die unauflösliche Verbindung von materieller Konstruktion und Funktion mit Ausdruck oder Programmatik. Diese ästhetischen Dimensionen sind keine Zutaten an das Materielle, sondern in dieses eingeschrieben. Sie sind Bestandteil des Materiellen. Die konstruktive Lösung führt unausweichlich auch zu einer ästhetischen des Zeugnisses oder der Programmatik.

In der Geschichtsschreibung, auch in der Architektur- und Städtebaugeschichte befassen sich allerdings unterschiedlich spezialisierte Zweige mit dem Zeugnis- oder mit dem Programmcharakter von Bauwerken. Eine Kunstgeschichte des Bauens rückt zweifellos die Bauwerke mit Symbolwert oder Programmatik in den Mittelpunkt, während Bauwerke, denen diese Dimension eher fehlt, die also ausschließlich als Zeugnisse ihrer Zeit gewertet werden können, die Alltags- oder Sozialgeschichte des Bauens oder der Stadt beschäftigen.



Entgegen aller modischen Rede vom modernen Nomadentum setzt sich immer wieder die Einsicht durch, dass man erst durch das Wohnen einen „Anhalt an der Welt“, eine tiefe Verbindung zu ihr und damit auch Bindung an den Ort und den Raum herstellt...



In welcher Selbstverständlichkeit Epochen oder Einzelobjekte symbolischen oder programmatischen Anspruch erheben und diesen auch zugebilligt erhalten, wird an einer extrem gerafften Architekturgeschichte deutlich: In der gotischen Kathedrale erkennen wir noch heute die Programmatik des „ewigen Jerusalem“, einer unmittelbaren Symbolik Gottes – „Gott ist Licht“ (Suger von St. Dennis) – und das sind diese Bauwerke auch. Jedes Renaissancebauwerk dagegen, gleichgültig ob Sakral- oder Profanbau, erhebt durch klar ablesbare Geometrie Rationalität zum Programm einer – guten – Gesellschaft und wahren Religiosität, man denke an die Pazzi-Kapelle Brunelleschis mit angrenzendem Kreuzgang in Florenz oder Elias Holls wunderbares Augsburger Rathaus. Beim Barock dagegen kommen wir nicht umhin, den Machtanspruch wahrzunehmen, der diesen – gegenreformatorischen – Stil prägt, und der schließlich von einer neuerlichen, bürgerlichen Vernunftbekundung des Klassizismus abgelöst wird, beispielhaft vielleicht im Schinkel-Pavillon in Berlin-Charlottenburg, mit dem sein Bauherr König Wilhelm II. seinen Willen bekundet, sich selbst als Bürger seines Staates zu verstehen.¹ Und derartige programmatische Äußerungen setzen sich bis in die Moderne fort, beispielsweise im Wohnungsbau des Neuen Bauens der 1920er und 1930er Jahre, in den Entwürfen Ludwig Hilberseimers, die seinen Utopismus symbolisieren, die Bevölkerungsmassen zu Kolonnen zu formen und in eine bessere Zukunft zu marschieren.² Da diese Massen in Bewegung keinen Ruhepunkt des Innehaltens brauchen – er würde den Marsch des Fortschritts nur verzögern – finden sich in diesen Entwürfen auch keine Orte im emphatischen Sinne.

Es sind Un-Orte, Bewegung der Masse, Nicht-Orte der Einsamkeit, die hier entstehen.³ Dem tritt seit den 1970er Jahren eine neue Architektur des Authentischen, des Ortes, der Identität entgegen, exemplarisch z. B. im Entwurf für die Wohnbebauung der Hamburger Trabrennbahn Farmsen des Büros Gerhart Laage, entstanden um das Jahr 2000. Obwohl funktional für die neue Bebauung ohne jede Bedeutung, ja sogar eher „disfunktional“, allein als Definition des Ortes, als Ausdruck von Ortsbindung, wird die alte Form der Trabrennbahn für die neue Wohnbebauung aufgenommen. Der Entwurf wendet sich damit programmatisch gegen die Ortlosigkeit des Neuen Bauens, so sehr er in den Detaillösungen auch von diesem noch beeinflusst sein mag.

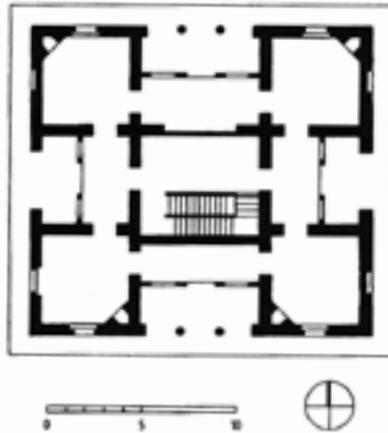
Neben solchen programmatischen Lösungen entsteht zu jeder Zeit eine reine „Gebrauchsarchitektur“ ohne jede Programmatik, ohne transzendierende Symbolik, dennoch aber immer als Zeichen ihrer Zeit. Aber immer sind auch die Übergänge zwischen den beiden Kategorien fließend. Häufig gelingt es der Alltags- und Sozialgeschichte, Programmatiken auch im Alltäglichen nachzuweisen, während Artefakte der „Hochkultur“ wegen offensichtlich werdender Schwächen in Symbolik und Programmatik aus dieser in die Alltagskultur absinken. Nicht nur die Bau-, die gesamte Kunstgeschichte ist voll mit solchen Umwertungen. Fast kein Objekt und kein Künstler ist nicht irgendwann von ihnen erfasst worden.

Lokale Identität und Ortsbindung

Eine ganz andere Perspektive auf den Zeichen- und Symbolcharakter der gebauten Umwelt entwirft die sozialwissenschaftliche Forschung zur lokalen Identität, lokalen Identifikation oder Ortsbindung der Bewohner einer Stadt oder Siedlung, allgemein zur räumlichen Dimension moderner Gesellschaften.⁴ Entgegen aller modischen Rede vom modernen Nomadentum setzt sich immer wieder die Einsicht durch, dass man erst durch das Wohnen einen „Anhalt an der Welt“, eine tiefe Verbindung zu ihr und damit auch Bindung an den Ort und den Raum

1 Heinrich, Klaus (2015), Karl Friedrich Schinkel, Albert Speer. Eine architektonische Auseinandersetzung mit dem NS, Dahlemer Vorlesungen. Zum Verhältnis von ästhetischem und transzendentelem Subjekt, Aachen (arch+);
2 Münkler, Herfried (2012), Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung, Reinbek b. Hmbg. (Rowohlt), S. 26;
3 Augé, Marc (1994), Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt/M. (Fischer);
4 Simmel, Georg (1983/1908), Der Raum und die räumliche Ordnung der Gesellschaft, in: Ders. Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung Berlin (Duncker & Humblot, sechste Auflage); Treinen, Heiner (1965), Symbolischer Ortsbezug. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17, 1965, S. 73–97, 254–297;

links und rechts:
Karl-Friedrich Schinkel: Pavillon
im Schlosspark Charlottenburg |
Grundriss und Außenansicht



Ludwig Hilberseimer: Wohnutopismus
der 1920er und 1930er Jahre



Renaissance-Villa „La Rotonda“ Vicenza,
Nord-Italien



Straßenzug in Detmold: Historischer Gebäudebestand stärkt die Bindung an den Ort



Man kann behaupten, dass eine Stadt nur dann eine Stadt sein kann, wenn sie alt ist, wenn sie sich also als stabiles Konstrukt über das Leben der Individuen erhebt, ihnen aber genau damit auch den Halt gibt, den wir von der gebauten Umwelt erwarten.



herstellt⁵, in dem man lebt, und sei es auch nur für begrenzte Zeit; und je kürzer diese sein mag, um so größer scheint die Sehnsucht nach eben dieser Bindung zu werden, die tiefe libidinöse Formen annehmen kann.⁶

Auch in dieser lokalen Identifikation finden Symbolisierungen des Zeichencharakters der gebauten Umwelt statt, aber diese folgen nicht den programmatischen Vorstellungen von Bauherren oder Architekten. Vielmehr projizieren die Bewohner einer gebauten Umwelt ihre Biographien, seien es Lebensabschnitte, seien es bestimmte Ereignisse, auf die Zeichen der Umwelt, die als gebaute, aber stille Zeugen das Leben begleiten. Der Bewohner lädt seinen Raum mit seiner Biographie, mit seinen Erfahrungen und Erlebnissen auf und erhebt die Zeichen zu Symbolen seiner individuellen Geschichte, in deren Angesicht sein Leben stattgefunden hat. Verschwinden die Zeichen, sei es durch Abriss oder Umzug, wird vielfach auch das Leben gelöscht, das mit diesen Zeichen der gebauten Umwelt stattgefunden hat, ohne dass diese in einem besonderen „funktionalen“ Zusammenhang mit diesem Leben gestanden haben müssen; einer der Gründe für die bekannte Konservativität der meisten Menschen in Bezug auf ihre bauliche Umgebung, für ihre Abwehr jeder Veränderung.

Die Projektion, die zu einer Ortsbindung oder lokalen Identität führt, ist von nachweisbaren Nutzungen der jeweiligen Bauwerke tendenziell unabhängig. Sie dienen tatsächlich in den meisten Fällen nur als Zeichen und Projektionsflächen, und dennoch sind diese Aufladungen mit individueller Symbolik keine Einbahnstraße. Die Zeichen, der Ausdruck der gebauten Welt beeinflusst nachdrücklich die Projektionen, die der Einzelne in seinen Erlebnissen und Gefühlen mit ihnen verbindet. Eine düstere, monotone Wohnstraße wird die Entstehung

und Übertragung entsprechender Erfahrungen auf eben diese Umwelt fördern und sich gegen die Aufladung als Zeichen für beglückende Erfahrungen eher sperren, während andererseits freundliche, vielfältige, anregungsreiche Umwelten vermutlich ähnliche biographische Erfahrungen stützen und ihre Projektion auf eben diese Umgebung verstärken können. So bestätigt sich z. B. immer wieder, dass Grün in der Stadt, Straßenbäume, Parks etc. positive Wirkungen auf die Bewohner, besonders auf Kinder und Jugendliche ausüben.⁷ Sie fördern Konzentration und eine positive Stimmung, ein positives Gefühl gegenüber der Umwelt und in Bezug auf die eigene Person, die dieses Gefühl dann wiederum projektierend mit den Zeichen der gebauten Umwelt verbindet. Sehr umfassend gilt, dass in einer „Seins-Ökonomie“⁸ die Wohnung und das Wohnquartier, aber auch das Image der gesamten Stadt, zu einem wesentlichen Bestandteil der individuellen Biografie, der Persönlichkeit oder des Selbst werden kann, vermutlich ein entscheidender Grund für die sorgfältige und von Konkurrenz geprägte Auswahl von Adressen mit anspruchsvollem, prägendem Image.

Während also die Zeichen- oder Ausdrucksstruktur der Umwelt von erheblicher Bedeutung sein kann, sind wir uns ziemlich sicher, dass für den Vorgang der lokalen Identifikation, der hier gemeint ist, die intendierte Programmatik herausragender Bauwerke von geringer Bedeutung ist, es sei denn, das entsprechende Bauwerk erfahre durch Nutzungs- oder Assoziationsvorgänge eben die Aufladung, die alle materiellen Zeichen zu persönlichen Symbolen transformieren. Empirische Studien verweisen aber auch auf den Wunsch von Bewohnern, bereits symbolisch und programmatisch aufgeladene Objekte auch in den persönlichen Symbolkontext einzubeziehen. So scheint es einen echten Kölner glücklich zu machen, wenn er aus seinem Haus die Domtürme sehen kann, und ähnliches dürfte sich in allen Städten finden. Die hochkulturelle Qualität der gebauten Umwelt scheint für eine lokale Identifikation zwar nicht von zentraler Bedeutung zu sein, stützt aber dennoch die persönliche, individuelle Aufladung und damit die lokale Identifikation, wenn auch nicht unbedingt im Sinne der Bauherren oder Architekten. Die Monotonie z. B. der

- 5 Merleau-Ponty, Maurice, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin (De Gruyter), zitiert nach Saskia Hebert (2016) Ein Reisebericht oder: Eine Passage durch Raum und Zeit, in: Dana Giesecke, Saskia Hebert, Harald Welzer (Hrsg.), *FuturZwei Zukunftsalmanach 2017/18. Geschichten vom guten Umgang mit der Welt*, Frankfurt/M. (Fischer), S. 259–340, hier S. 276;
- 6 Berndt, Heide; Alfred Lorenzer, Klaus Horn (1968), *Architektur als Ideologie*, Frankfurt/M. (Suhrkamp);
- 7 Adli, Mazda (2017), *Stress and the City. Warum Städte krank machen. Und warum sie trotzdem gut für uns sind*. München (C. Bertelsmann), S. 215;
- 8 Schulze, Gerhard (1992), *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/M.; New York (Campus);



Aufenthaltsqualität durch Atmosphäre
am Marktplatz in Kalkar

Wohnbebauung des Neuen Bauens, zu ihrer Zeit als besonderes Qualitätsmerkmal verstanden, kann einer lokalen Bindung sogar explizit im Wege stehen, während allein Vielfalt, Unregelmäßigkeit, Detailreichtum und andere urbane Elemente von Bebauung und Umwelt zu engen Bindungen führen, da die Vielfalt der Zeichen zur Aufladung mit persönlichen Erfahrungen einlädt, auffordert und anregt.

Entscheidend an diesen individuellen, aus der persönlichen Biografie resultierenden Symbolisierungen scheint in jedem Fall zu sein, dass sie von den Erbauern nicht intendiert, nicht vorausgesehen, nicht geplant werden können. Nur eine Zeichenhaftigkeit, die zur positiven symbolischen Aufladung anregen kann, scheint möglich zu sein. Aber eine besondere, zunehmend sogar intendierte Grundlage für individuelle Symbolisierungen gewinnt gerade zurzeit offenbar eine zentrale Bedeutung – das Alter einer Bebauung.

Alte Bebauung, nicht völlig aber doch weitgehend unabhängig von der architektonischen oder städtebaulichen Qualität, erfreut sich ständig wachsender Beliebtheit. Der Grund dafür ist einfach. Dass ein Altes existiert, zeigt, dass es sich gegen allen Verschleiß, gegen Vernutzung, gegen die Transformation in Abfall als falschen Gegenstand am falschen Ort zur falschen Zeit durchgesetzt und behauptet hat. Es ist ein Zeitloses geworden und trotz damit der beschleunigten Entwertung, der fast alle Dinge, vor allem aber die Menschen selber in dynamischen, modernen Gesellschaften unterliegen⁹. Alte Bebauung, die alte Stadt insgesamt signalisieren, dass es so nicht sein müsse, dass es die Möglichkeit gibt, sich gegen erbarmungslosen Verschleiß, wie er unser aller Leben durchzieht, zu wehren, diesen Verschleiß vielleicht sogar zu überwinden. Diese Hoffnung wird auf das Alte projiziert. Von seinen Erbauern ist diese Aufladung mit Sicherheit nicht intendiert, da deren Werke, als sie entstanden, einfach noch nicht alt sein konnten. Für aktuelle Stadtentwicklung aber wird sie zum Programm. Man kann behaupten, dass eine Stadt nur dann eine Stadt sein kann, wenn sie alt ist, wenn sie sich also als stabiles Konstrukt über das Leben der Individuen erhebt, ihnen aber genau damit auch den Halt gibt, den wir von der

9 Lübbe, Hermann (1994/1992) Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart, Berlin 1994/1992 (Springer);

gebauten Umwelt erwarten. Diese Erfahrung wird in aktueller Stadtentwicklungsplanung programmatisch. Die schlichte, in ihren Folgen aber höchst komplexe Tatsache des Alters, der Zeitlosigkeit oder Klassizität, wie man es auch nennen könnte, wird zum Kapital, zur Ressource, die für Städte mit alten Ortskernen eingesetzt wird, allerdings in einer höchst ambivalenten Weise.

Ambivalenz der Klein- und Mittelstädte mit alten Ortskernen

Städte mit alten Ortskernen verfügen gerade unter aktuellen Bedingungen eines beschleunigten Wandels über die entscheidende Ressource des Alters, das Stabilität, Konstanz, Sicherheit und Beständigkeit gegen Verschleiß und Entwertung verspricht. Seit den 1970er-Jahren und mit dem Denkmaljahr 1974 setzt diese Aufwertung des Alten gegen eine bis dahin dominierende Begeisterung für alles Neue in Architektur und Städtebau ein. Selbst das Neue tendiert dazu, Altes aufzunehmen, so dass man stellenweise geradezu von einem „neuen Eklektizismus“ sprechen kann. Vor allem ein „Neo-neo-Klassizismus“ bestimmt häufig die aktuelle Architektur, vor allem im gehobenen Wohnungsbau, womit diese Architektur die Tradition wieder aufzunehmen sucht, die z. B. im erwähnten bürgerlichen Bauen Friedrich Schinkels programmatisch begründet wurde.

Diesen Ressourcen der alten Städte oder Städte mit alten Kernen stehen jedoch massive ökonomische und technologische Nachteile vor allem bei kleineren Städten gegenüber. Auch wenn aktuelle ökonomische Wertschöpfung nach wie vor in erheblichem Maße im produzierenden Sektor stattfindet, tendiert Deutschland zur Dienstleistungsgesellschaft, und Dienstleistungs-

gesellschaften sind urbane, großstädtische Gesellschaften. Alle Wanderungsströme, vor allem die innerdeutschen zielen auf die Großstädte, während ländliche oder kleinstädtische Räume in der ganz überwiegenden Zahl Einwohner verlieren.¹⁰ Es entwickelt sich ein neues Stadt-Land-Gefälle, eine Land-Stadt-Wanderung, in der Großstädte Einwohner und ökonomisches Wachstum gewinnen, während Kleinstädte beides verlieren. Und je weiter eine kleinere Stadt oder ländliche Region von einer Großstadt entfernt ist, umso klarer und kontinuierlicher ist diese Schrumpfung ausgeprägt.¹¹

Die Gründe für diese Einwohnerverlagerung sind gut nachvollziehbar, auch wenn sie in einzelnen Fällen in komplexen Gemengelagen auftreten können. Dienstleistungsgesellschaften basieren in sehr viel ausgeprägter Weise als Industriegesellschaften auf individuellen Bildungszertifikaten und auf individueller Initiative und Entscheidungsfähigkeit im konkurrenzgeprägten Arbeitsleben. Sowohl anspruchsvolle Bildungseinrichtungen als auch vielfältige und hoch differenzierte Berufsfelder finden sich aber nun einmal in Großstädten, nicht in Kleinstädten oder gar ländlichen Regionen. Bildungs- und junge Berufswanderer zwingt es in die Großstädte, ob sie das wollen oder nicht. Das urbane Milieu ist Voraussetzung für Innovation und wirtschaftlichen Erfolg.¹² In einer Kleinstadt zu bleiben, bedeutet für einen Jugendlichen oder jungen Erwachsenen Verzicht auf die Wahrnehmung von Chancen und Perspektiven bis zur Bedrohung durch biographisches Scheitern und Prekariat. Die allgemein in Anspruch genommene Fähigkeit zur Kreativität, die heute jedem Menschen zugesprochen wird¹³, könnte nach Selbsteinschätzung vor allem der Jungen, ohne Wanderung in die Großstadt ungenutzt verloren gehen. Diese Bedingungen sind so zwingend, dass in zahlreichen Regionen, vor allem in den neuen Bundesländern unter jungen Menschen eher das Bleiben als das Weggehen vor Freunden und der Familie, aber auch vor sich selbst gerechtfertigt werden muss.

¹⁰ Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2013), Stadt – Land – Umland. Handlungsansätze für Kommunen im demographischen Wandel, Gütersloh (Bertelsmann Stiftung);

¹¹ Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (2006), Die Demographische Lage der Nation. Wie zukunftsfähig sind Deutschlands Regionen? München 2006 (Deutscher Taschenbuch Verlag) (Autoren Steffen Kröhnert, Franziska Medicus, Reiner Klingholz);

¹² Camagni, Roberto (2000), Das urbane Milieu: Voraussetzung für Innovation und wirtschaftlichen Erfolg, in: Dirk Matejowski (Hrsg.), Metropolen, Laboratorien der Moderne, Frankfurt/M. (Campus), S. 291–307;

¹³ Reckwitz, Andreas (2012), Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Berlin (Suhrkamp);

Damit ist die Ambivalenz, das Dilemma der – kleinen – Städte mit alten Ortskernen sehr klar erkennbar: Sie bieten ein emotional hoch bewertetes Gut, eine alte Bebauung und eine alte Stadtmitte. Dies aber häufig ohne die ökonomische Basis, die quantitative Stabilität oder sogar Wachstum sichern könnte.

Aus diesem Dilemma entstehen nun alternative, aber insgesamt höchst problematische Planungskonzepte und Entwicklungsstrategien, mit denen in jeweils unterschiedlicher Weise versucht wird, diese Widersprüche aufzulösen, die immer aber um die Frage kreisen, ob und in welchem Maße das Alte modernisiert werden kann, ohne es als Ressource der Stadtentwicklung zu zerstören. Es geht um den scheinbar banalen, in seinen Lösungsversuchen aber gar nicht trivialen Gegensatz von Musealisierung vs. Abriss, und in beiden Extremen wird Bebauung mit einer Art sekundärer Programmatik, der des Alten oder der des Neuen aufgeladen. Beide Alternativen artikulieren demnach das, was von Programmatik anfangs behauptet wurde, normative Aussagen, ein Sollen über eine faktische Existenz hinaus. Soll das Alte in seiner Würde, seiner Zeitlosigkeit, seiner Beständigkeit zur Projektionsfläche von lokaler Identität werden oder eher das Neue als zukunftsorientiertes Bekenntnis zu Modernität und Dynamik? Das Irritierende an diesem Gegensatz ist allerdings, dass sich unter aktuellen Bedingungen ein eher konservatives, lokales Milieu zum Neuen, ein modernes, kreatives Milieu dagegen eher zum Alten bekennt. Da in den Kleinstädten mit alten Ortskernen aber tendenziell ersteres dominiert, finden sich lokale Gruppierungen in Kleinstädten mit alten Ortskernen, die sich vom Alten eher trennen wollen, es gering bewerten, während großstädtische, modernisierte, überlokal ausgerichtete, intellektuelle Milieus, die der aktuellen sozialen Dynamik stärker ausgesetzt sind, das Alte höher schätzen und um seine minutiöse Erhaltung kämpfen. Um diese beiden Widersprüche, eine Programmatik des Alten gegenüber einer solchen des Neuen und um eine eigenartige Verkehrung der Positionen zu diesen beiden Alternativen, kreist die Stadtentwicklung in Kleinstädten mit alten Ortskernen.

Die in keiner Weise banalen oder trivialen Lösungen dieser Widersprüche können hier nur sehr pauschal skizziert werden. Eine erste Strategie, die das Alte zur Programmatik erklärt und die besonders für großstadtnahe Orte in Frage kommt, besteht darin, diese alten Kleinstädte als Großstadtergänzungen zu entwickeln, dabei aber auf Konzepte von der vollständigen Stadt zu verzichten. Die Kleinstadt wird dann im Grunde als Wohnquartier mit nahräumlicher Infrastruktur und optimaler Anbindung an das großstädtische Zentrum gedacht. Bedingung dafür ist, dass das Alte des alten Ortskerns in höchster Akribie erhalten und weiter entwickelt wird. Alle Eingriffe, die einer Anpassung an moderne Bedingungen entsprechen, müssten unterbleiben, also keine großen, verglasten Schaufenster in einer kleinteiligen Bebauung, kein zentraler Marktplatz als Parkplatz für PKW, da dadurch die Proportionen des Platzes – optische Anhebung der Fläche auf das Niveau der Autodächer – verdorben werden, keine modische Freizeitnutzung des alten Marktplatzes als Inszenierung mediterraner oder tropischer Freizeitlandschaft, keine Verkitschung des Alten, sondern die strenge Wahrung seiner Authentizität. Diese aber müsste ergänzt werden um eine optimierte Verkehrsinfrastruktur, die zum Pendeln in die benachbarte Großstadt erforderlich ist, die aber mehr oder weniger unsichtbar bleiben muss. Großstädte mit alten Stadtkernen lösen dieses Problem durch deren Unterkellerung mit Tiefgaragen, eine extrem aufwendige, teure und auch nicht unproblematische Strategie. Tiefgaragen sind Angsträume. Unter der urbanen Idylle des historischen Zentrums liegt, symbolträchtig, die moderne Angst.

Darüber hinaus müssten die Kleinstädte mit alten Ortskernen einen Wohnungsbestand anbieten können, der den Vorstellungen moderner urbaner Dienstleistungsberufe entspricht. Ein solcher Bestand ist aber in der Regel nur in geringen Quantitäten vorhanden. Vor allem der Altbaubestand entspricht in Wohnungsgröße und Ausstattung in der Regel nicht den Ansprüchen dieser Nutzer. Die Integration neuer Wohnbebauung in den alten Ort bleibt dagegen in jedem Fall ein riskantes und schwieriges Unterfangen.



Eine erste Strategie, die das Alte zur Programmatik erklärt und die besonders für großstadtnahe Orte in Frage kommt, besteht darin, diese alten Kleinstädte als Großstadtergänzungen zu entwickeln, dabei aber auf Konzepte von der vollständigen Stadt zu verzichten.





Dach- und Giebellandschaft in der Alten
Hansestadt Lemgo



¹⁴ Hebert, Saskia (2016), Ein Reisebericht oder: Eine Passage durch Raum und Zeit, in: Dana Giesecke, Saskia Hebert, Harald Welzer (Hrsg.), FuturZwei Zukunftsalmanach 2017/18. Geschichten vom guten Umgang mit der Welt, Frankfurt/M. (Fischer), S. 259–340, hier S. 291.

Erneuerung im Bestand:
Baulückenschließung durch Neubau
am Zülpicher Tor der historischen Stadt-
mauer von Nideggen

Und als Drittes wäre eine Konzeption der sozialen Infrastruktur erforderlich, die genau abwägt, welche alltäglichen Dienstleistungen einerseits unverzichtbar, welche aber auch in die kleinteilige Altbaustruktur integriert werden und welche Einrichtungen eventuell als neue an den alten Kern angegliedert werden können. Wenn man sich klar macht, dass fast alle modernen Dienstleistungsunternehmen Flächengrößen beanspruchen, die in alte Stadtgrundrisse, geschweige denn in alte Baustrukturen nicht hinein passen – die moderne Bankfiliale, die die Erdgeschosse einer ganzen alten Häuserzeile in Anspruch nimmt, ist dabei nur ein notorischer Fall – wird die Herausforderung dieses Planungsmodells deutlich. Dennoch könnte man sich vorstellen, dass auf Grund dramatisch ansteigender Wohnungskosten in den Zentren dieses Konzept der Kleinstadt als Wohnquartier – einer Großstadtregion oder Agglomeration – an Zustimmung gewinnt. Anstiege der Pendlerzahlen¹⁴ und der von den einzelnen Pendlern täglich zurückgelegten Entfernungen zeigen, dass diese Funktionstrennung zwischen Zentrum als Konzentration von Arbeitsplätzen und benachbarter Kleinstadt als Wohnstandort und Wohnquartier bereits in vollem Gange ist. Es könnte sinnvoll sein, diese Entwicklung nicht nur widerstrebend zu akzeptieren, sondern als Chance für eine sorgfältige und möglichst kompromisslose Programmatik des Alten zu nutzen, trotz aller ökologischer Bedenken auf Grund des steigenden Pendlerverkehrs.

Das Gegenkonzept, eine an Erneuerung, am Neuen orientierte Stadtentwicklung wird dagegen eher in Kleinstädten in Frage kommen, die außerhalb einer Pendlerdistanz zu einer Großstadt liegen, auch wenn sich diese, wie gesagt, ständig erweitert. Wollen Orte in dieser räumlichen Lage nicht unabsehbar schrumpfen, was aber vermutlich trotz aller Anstrengungen doch längst geschieht und sich fortsetzen wird, sind sie gezwungen, sich als möglichst vollständige Stadt mit Wohnungen, Arbeitsplätzen und Dienstleistungen zu verstehen und weiter zu entwickeln. Sie werden Orte auf einem „niedrigen Niveau“ sowohl in Hinsicht auf die Arbeitsplätze, die Einkommen, die Kaufkraft und damit zwangsläufig auch die Ausstattung mit Dienstleistungen, z. B. des

Einzelhandels, des Gesundheitswesens, der Freizeit. Selbst wenn sie unvermeidliche Beeinträchtigungen der Altbausubstanz hinnehmen, bleiben Zukunftsaussichten von Orten in diesen „peripheren“ regionalen Lagen gefährdet. Opfern sie aus vermeintlicher Wachstumsperspektive ihre Altbausubstanz, setzen sie möglicherweise ihre einzige und letzte Ressource aufs Spiel. Die Milieus, die das ruhige, beschauliche Leben in einer solchen Stadt schätzen, werden aber mit Sicherheit quantitativ zurückgehen, selbst wenn das nicht unbedingt freiwillig geschieht. Die Hoffnung, dass derartige Milieus auf Dauer eine periphere (Klein-)Stadt mit altem Ortskern tragen könnten, dürfte in einer dynamischen Dienstleistungsgesellschaft trügerisch sein. Und auch ein solches Milieu, so es denn auf Dauer Bestand hätte, stellt aktuelle Anforderungen an Dienstleistungen, die die Kleinstadt in peripherer Lage nicht erfüllen kann.

Zweifellos stehen die Chancen für Mittelstädte – mit historischen Ortskernen – bedeutend günstiger als für Kleinstädte. Sie können zu Nebenzentren mit hoher Lebensqualität werden, aber auch sie konkurrieren aus Angst vor Schrumpfung um weiterführende Bildungseinrichtungen, Dienstleistungs- und Industrieansiedlungen, die eine alte Stadtstruktur gefährden können. Dennoch sind sie im Zweifelsfall in der Lage, eine echte Alternative zur Großstadt zu bieten, obwohl inzwischen auch die Pendlerströme aus Mittelstädten in großstädtische Zentren anschwellen. Es bleibt also offen, und ist vermutlich auch keine Frage ausschließlich der Stadtgröße, sondern zusätzlich einer industriellen, gewerblichen Tradition, ob eine Stadt, die eindeutig nicht zu den Metropolen zu rechnen ist, Wachstums- oder Schrumpfungsperspektiven entwickelt. Die besten Chancen allerdings, Alt und Neu produktiv zu verbinden, scheinen die kleinen Großstädte, vor allem die mit Universitäten und anderen weiterführenden Bildungseinrichtungen und Forschungsinstituten zu haben.

Das Resümee aus dieser knappen Planungs- und Entwicklungsskizze scheint klar zu sein. Die besonderen Qualitäten der – kleinen – Stadt mit altem Ortskern, mit alter Bebauung und alten Baudenkmalern lassen sich vermutlich nur durch funktionale Spezialisierung der Stadt im Kontext

einer heterogenen Region mit starkem Zentrum und differenzierten regionalen Ergänzungen entfalten. Vermutlich wird nur auf diese Weise ein Modernisierungsdruck von den kleineren Orten genommen, der unweigerlich zur Zerstörung der Altbausubstanz führen muss. Nur dann, wenn es gelingt, diese Orte als Wohnorte für eine modernisierte, anspruchsvolle Dienstleistungsbewohnerschaft zu qualifizieren, könnten die materiellen und normativen Voraussetzungen für einen angemessenen Umgang mit der Altbausubstanz geschaffen werden, selbst wenn man eine solche Stadtentwicklung als Inszenierung verurteilt. Aber architektonische und städtebauliche Programmatiken – und um nichts anderes handelt es sich auch hier – kann man fast immer vorwerfen, eine Inszenierung zu sein. Das durch und durch Authentische, das in jeder Hinsicht „organisch“ Stimmige scheint in der Stadtentwicklung immer eine Illusion zu sein. Immer handelt es sich um normative Setzungen mit Zügen des Fiktionalen, die als Werturteile strittig bleiben müssen, selbst wenn sie zu Stein geworden, wie unverrückbare Fakten wirken.



Die besonderen Qualitäten der – kleinen – Stadt mit altem Ortskern, mit alter Bebauung und alten Baudenkmalern lassen sich vermutlich nur durch funktionale Spezialisierung der Stadt im Kontext einer heterogenen Region mit starkem Zentrum und differenzierten regionalen Ergänzungen entfalten.





POSITIONEN

Würde man die Gesamtheit des deutschen Baubestandes mit einem Ei vergleichen, so bilden die 3 % eingetragenen Denkmäler nur die Eierschale ab.

Der große Anteil darunter, das Eiweiß, kann verglichen werden mit den schätzungsweise 30 % besonders erhaltenswerter Bausubstanz, die allerdings regional und lokal deutlich variieren kann.





Michael Arns ist Architekt (BDA) und Vizepräsident der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen. Der geborene Sauerländer lebt und arbeitet im Siegerland. Sein beruflicher Schwerpunkt liegt ebenfalls im südlichen Westfalen. Traditionelle Bauweisen und Bauwerke prägen Südwestfalen, meint Michael Arns und möchte, dass viel mehr Kommunen verstehen, dass regionaler Baubestand mehr Wertschätzung und Verständnis erfährt.

Michael Arns

BAUTRADITION IN PRAXIS UND GEGENWART

Baukultur – Bautradition

Baukultur ist untrennbar mit dem Begriff der Bautradition verbunden. Neben regional identitätsstiftenden Faktoren wie Landschaft, heute fast ausschließlich Kulturlandschaft, Arbeits- und Erwerbsbedingungen, Religion, Bräuchen und Lebensgewohnheiten prägt auch der historische Baubestand einer Stadt oder Region die Menschen, gibt ihnen Zugehörigkeitsgefühl und Sicherheit – Heimat. Dass dies keineswegs nur emotionale Schwärmerei Einheimischer, sondern unbedingte Voraussetzung für die Sicherung gewerblicher Standorte und die Attraktivität künftiger Arbeitsplätze ist, haben zukunftsorientierte Kommunen längst erkannt. Ausgangspunkt ist also der regionale Baubestand.

links: Typisch für Meschede-Eversberg und Südwestfalen: Schieferschuppen in deutscher Deckung auf Dachfläche, an Wand- und Wetterseite

Denkmäler – Erhaltenswerte Bausubstanz

Die durch gesetzlich geregelten Denkmalschutz förmlich eingetragenen Denkmäler machen zurzeit deutschlandweit einen Anteil von weniger als 3 % des Gebäudebestandes aus. (Dabei ist die mit ca. 30 % zahlenmäßig umfangreichste Bauepoche der 60er und 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts von den Denkmalpflegern noch gar nicht erfasst.)

In diesem Zusammenhang gewinnt vor allem der große Bestandsanteil unterhalb der förmlich eingetragenen Baudenkmale an Bedeutung, der bis heute wesentlich die Gestalt unserer Dörfer und Städte prägt: besonders erhaltenswerte Bausubstanz. Diese ist bis heute (außerhalb der Denkmalpläne gem. Denkmalschutzgesetz) nicht förmlich geregelt, aber mittlerweile zum Haupttätigkeitsfeld der Architektenschaft geworden. Und: sie fällt weiterhin in unverändertem Maßstab dem Abriss zum Opfer.

Würde man die Gesamtheit des deutschen Baubestandes mit einem Ei vergleichen, so bilden die 3 % eingetragenen Denkmäler nur die Eierschale ab. Der große Anteil darunter, das Eiweiß, kann verglichen werden mit den schätzungsweise 30% besonders erhaltenswerter Bausubstanz, die allerdings regional und lokal deutlich variieren kann. Somit sind gerade die Bauten dieser gestalterisch qualitätsvollen Kategorie für eine authentische Bewahrung unserer Stadt- und Ortsbilder von besonderer Bedeutung.

Während Denkmäler und ihr Schutz rechtlich definiert sind, fehlen für die Einstufung als „erhaltenswerte Bausubstanz“ bisher allgemein anerkannte Beurteilungsparameter. Somit sind auch der planungsrechtliche Umgang und die Zuständigkeiten innerhalb der Verwaltungen bisher nicht definiert. Somit dürfte den Kommunen die wichtige Aufgabe zufallen, zusammen mit den Fachdisziplinen für diese Bausubstanz zunächst spezifische Kriterien für die Beurteilung und Handhabung zu entwickeln, diese Bauten, Straßenzüge und Ensembles zu erfassen und zu sichern, z. B. durch Erhaltungssatzungen in Kombination mit Gestaltungssatzungen.



Um die Jahrhundertwende wurden im Freudenberger Stadtbild riegellose Fachwerkbauten ergänzt. Um diese Gebäude dem Ensemble anzupassen, wurde die größere Traufhöhe durch eine flachere Dachneigung kompensiert.

Im themenbezogenen Positionspapier des BDA NRW¹ heißt es dazu: „Vorteile in der Anwendung dieser Schutzkategorie bestehen im Erhalt eines größeren Prozentsatzes gestalterisch prägender und baukulturell wertvoller Bauten, ohne dass diese den hohen Aufwand des Umgangs mit definierten Denkmälern erfordern, da es sich bei ihnen meist um die äußere Erscheinung mit ihrer qualitativen Bedeutung für die Gesamtstruktur handelt, z. B. die Schutzwürdigkeit von Fassaden, Trauflinien, Blickachsen, der städtebaulichen Silhouette oder um die Wahrung der Maßstäblichkeit.“

Die Beachtung dieser Parameter ist entscheidend für das Gelingen der zeitgemäßen Weiterentwicklung von Gebäuden und Quartieren und trägt dazu bei, lokale Authentizität, emotionale Bindungen und gewachsene soziale Strukturen zu erhalten. Sowohl in sozialer als auch in baulicher Hinsicht werden dadurch Eigenständigkeit und Identifikation von Kommunen erhalten und verbessert.

Regionale Bautraditionen in Südwestfalen

Um die individuellen regionalen Strukturen angemessen beurteilen zu können, ist die Kenntnis materieller, funktionaler und kultureller Ressourcen unverzichtbar.

Regionale Bautraditionen haben immer praktische Funktionen als Grundlage. Diese Funktionen und die zur Verfügung stehenden Materialien haben zu unterschiedlichsten städtebaulichen Strukturen und Erschließungssystemen geführt, haben individuelle Bautypen mit unterschiedlichen Baumassen, Dachformen, Trauf- und Firsthöhen kreiert.

So hat in Südwestfalen die ursprüngliche ethnische Herkunft zur unterschiedlichen Entwicklung des bäuerlich geprägten Fachwerkbaus geführt. Noch heute ist die „Benrather Linie“ ein Begriff, die als Sprachgrenze zwischen Hoch- und Niederdeutsch das „sächsische“ Sauerland vom „fränkisch“ geprägten Siegerland trennt. Wird also beispielsweise ein Sauerländer Fachwerkhaus immer von der Giebelseite aus über eine Deele erschlossen, erfolgt die Erschlie-

¹ Bestand braucht Haltung: Position des BDA Nordrhein-Westfalen zum Umgang mit dem baulichen Bestand und Erbe, 2016



... als anonyme Architektur haben sich Bautraditionen von Generation auf Generation langsam, aber kontinuierlich entwickelt. An der Entwicklung des Fachwerkbaus lässt sich somit ländliche Architekturgeschichte ablesen.



Bung im Siegerland in der Regel von der Traufseite aus. Die Heueinbringung erfolgte hier nämlich von außen über ein Zwerchhaus.

Das Bauen vor 1,5 Jahrhunderten bedeutete generell – vor allem in solch holzreicher Gegend wie Südwestfalen – immer Bauen in Fachwerk. Und als anonyme Architektur haben sich Bautraditionen von Generation auf Generation langsam, aber kontinuierlich entwickelt. An der Entwicklung des Fachwerkbaus lässt sich somit ländliche Architekturgeschichte ablesen. Baumeister und Denkmalpfleger früherer Epochen fügten im Gegensatz zur heute verbreiteten Methodik ihre Neubauten behutsam, aber im Stil ihrer jeweiligen Zeit in das Ensemble ein.



Häufig in Freudenberg zu finden sind Spuren der fränkischen Erbteilung. Der Besitz einer Familie – insbesondere der Land- und Gebäudebesitz – wurde mit jedem Erbgang gleichberechtigt unter den Erben aufgeteilt. Beispielhaft dafür sind Häuser mit unterschiedlichen Giebelentwicklungen, die offenbar machten, dass ein Gesamthaus in Firstrichtung geteilt wurde.



Die Fachwerkhäuser der Bad Berleburger Schloßstraße sind aufgrund der steilen Straße straßenseitig mit zweiläufigen Treppen erschlossen und die Fassaden vollkommen mit Schiefer verkleidet.



Der Bad Berleburger Topografie angepasste
Erschließung der Fachwerkhäuser



Die südwestfälische Landschaft haben wesentlich auch Feldscheunen geprägt. Dabei unterscheiden sich beispielsweise Sauerländer und Wittgensteiner Beispiele.



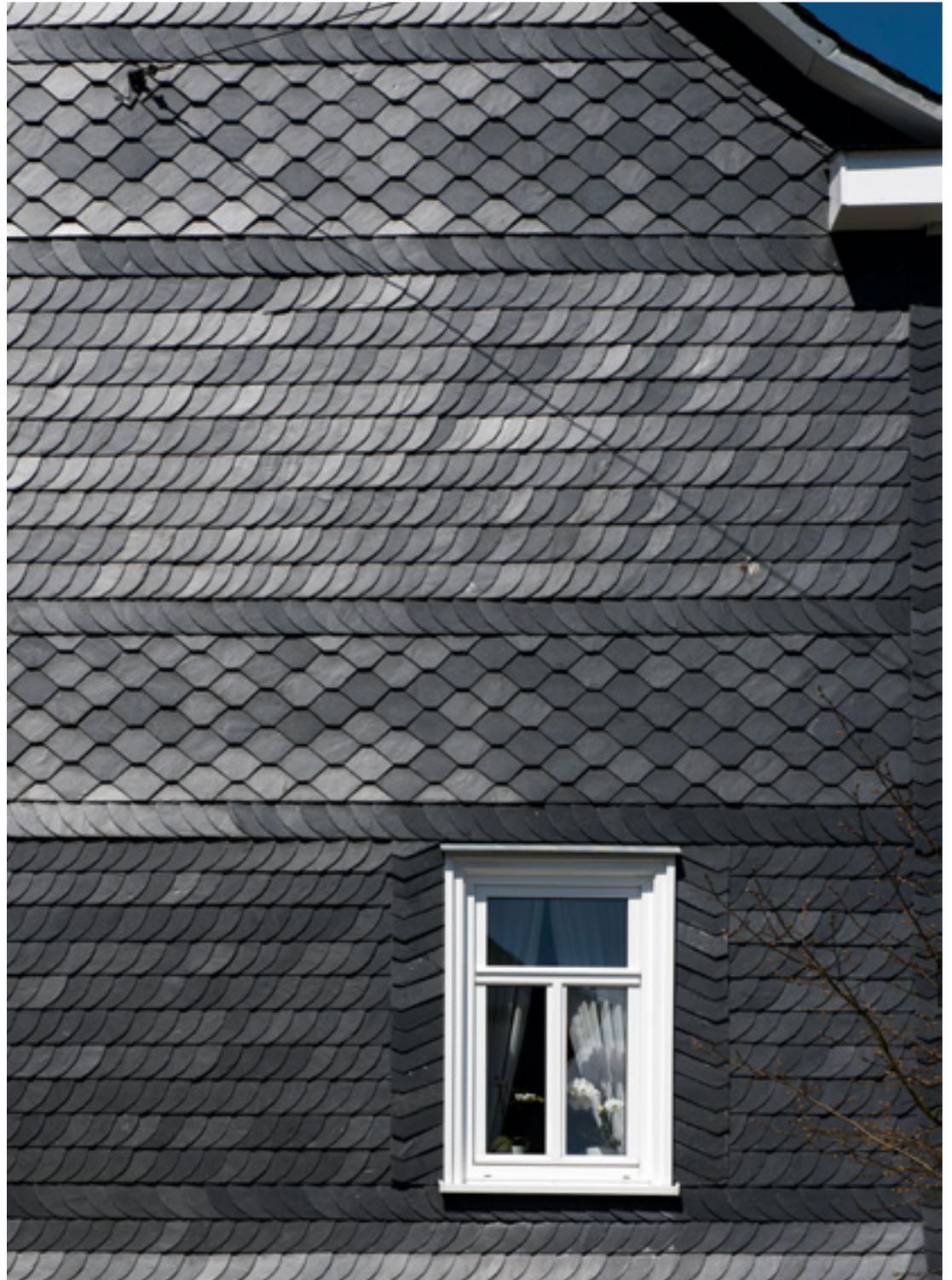
Materialien

Ein Geheimnis der schlichten und eindrucksvollen Schönheit historischer Bauten und ihrer städtebaulichen Harmonie liegt in der Reduziertheit ihrer Materialien. Südwestfalens Bautradition ist geprägt durch heimische Materialien: Schiefer gelagerter Bruchstein, zumeist Grauwacke, Feldsteine als Deelenbelag, schwarz gestrichenes Eichenholz-Fachwerk mit weiß gestrichenen Lehmfüllungen, (früher immer mit Holzstakung), Schiefer als Schuppen in deutscher, früher altdeutscher Deckung für die ungestörten Dachflächen und die Wand-Wetterseite; knappe, maximal 30 Zentimeter breite (also übliche Brettstärke) Dachüberstände an Ort- und Traufseite, weiß lackierte Fenster und extrem dünne Dachgesimse. Das dünne weiße Ortbrett und das Traufbrett mit geschwungener Endung sind Alleinstellungsmerkmal der südwestfälischen Bau-tradition – und weltweit erkennbar. Oder auch weißer Glattputz mit senkrechten Wandbekleidungen aus breiten Holzbrettern in Deckel- und Deckleisten-schalung. Mehr braucht es nicht. Als individueller Schmuck und Ausdruck von Besitzerstolz zeugen im Siegerland und Sauerland aufwendig gearbeitete Haus- und Deelentore.

Regionalbezogenes Bauen der Gegenwart

Der historische Baubestand kann aber lediglich Ausgangspunkt für qualitativvolles Bauen der Gegenwart darstellen. Ein bloßes Rekonstruieren historischer Formen und Stile kann nur in besonderen Ausnahmefällen Lösungsansatz sein. Von Architekten ist ein behutsames Weiterbauen, Weiterentwickeln mit angemessenen Mitteln der Gegenwart zu fordern. Ziel muss eine regional charakteristische, identitätsstiftende Gegenwartsarchitektur sein, die sich in Struktur, Maßstäblichkeit und Material in das Bestehende einfügt.

Gemeinsam mit dem Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen vergibt die Architektenkammer Nordrhein-Westfalen alljährlich die „Auszeichnung vorbildlicher Bauten in Nordrhein-Westfalen“, die regional



Schieferfassade in Schmalleberg

charakteristische Gegenwartsarchitektur beloved. Darunter beispielweise das Hans-Sachs-Haus in Gelsenkirchen, das für seinen Umbau und die gelungene Weiternutzung als Rathaus prämiert wurde. Der stadtbildprägende Bau in Ziegelbauweise wurde allerdings um den Preis eines fast vollständigen Neubaus erneuert.

Instrumente zur Förderung und Sicherung von Baukultur

Der Begriff Baukultur beinhaltet nicht nur die gebauten Objekte. Voraussetzung für baukulturell qualitätsvolle Ergebnisse sind angemessene und transparente Verfahren und planerische Instrumentarien. Ich darf nochmals unser BDA-Papier² zitieren: „Leitbild für alle Akteure – Architekten und Stadtplaner, Bauherren und Investoren, Denkmalpfleger und Architekturhistoriker sowie Planungs-, Bau- und Denkmalbehörden – muss der Respekt vor der Geschichte und der baulichen Identität der Orte und Städte in ihrer Vielfalt sein. Erhalt und Pflege des gesamten Gebäudebestandes, Achtsamkeit gegenüber dem ‚normalen‘ Haus und dem Ensemble müssen zum Standard werden. Es gilt, ein Bewusstsein zu schaffen für die gestalterischen, sozialen, ökonomischen und ökologischen Werte, die der gebauten Umwelt innewohnen. Eine enge Kommunikation und Kooperation der unterschiedlichen Beteiligten ist Voraussetzung für ein verantwortungsbewusstes und qualitativvolles ‚Weiterbauen‘.“



Es gilt, ein Bewusstsein zu schaffen für die gestalterischen, sozialen, ökonomischen und ökologischen Werte, die der gebauten Umwelt innewohnen.



Um diese baukulturellen Ziele zu erreichen, sind zum einen bewährte, aber noch weiter anzupassende Instrumente verstärkt anzuwenden, zum anderen müssen noch geeignete Planungsverfahren (weiter-) entwickelt und eingesetzt werden.“ Zitatende.

Als da sind z. B.:

- Architekten- und Stadtplaner-Wettbewerbe
- Denkmalpflegepläne (gem. § 25 Denkmalschutzgesetz) mit Darstellung erhaltenswerter Bausubstanz
- Gestaltungsbeiräte.

2014 wurden bundesweit etwa 98 Gestaltungsbeiräte beratend eingesetzt – diese mehrheitlich in NRW. Aktuell sind es in NRW 46 – mit steigender Tendenz. Denn die Notwendigkeit dieser unabhängig beratenden Fachkompetenz wird zunehmend erkannt und gewünscht.

Als besonders erfolgreich hat sich die Besetzung der Beiratsmitglieder mit externen, nicht am Ort wohnenden oder arbeitenden, besonders qualifizierten Architekten herausgestellt. Diese von außerhalb anreisenden Beiratsmitglieder müssen selbstverständlich entlohnt werden, was einerseits einen kleinen Etat für den Beirat bedingt, andererseits aber auch deren Bedeutung für die beratenden Ausschüsse und den Rat erhöht. Um diese Kosten gering zu halten, empfiehlt sich die Reduzierung der Beiratsmitglieder auf mind. 3 bis 5 Personen.

In Baden-Württemberg werden bereits so genannte „mobile“, „regionale“ oder „temporäre“ Gestaltungsbeiräte erprobt und etabliert. Dies ist nun auch in NRW geplant. Diese Gremien können auf übergeordneter Ebene, z. B. Landkreis oder sonstiger Gebietskörperschaft, Leader-Kommune eingerichtet werden – einzelne Mitgliedergemeinden greifen in Einzelfällen auf die Konsultation zurück. Dies würde gerade und besonders kleineren Kommunen helfen, die diese Fachkompetenz am dringendsten benötigen.

Lippstadt: Baukultur-Standards schaffen
Bewusstsein für die gebaute Umwelt





POSITIONEN

Der Wunsch der Menschen nach Orientierung und Zugehörigkeit sowie ihre Sehnsucht daheim in der Stadt sein zu können, bilden Kernthemen einer auf Ensemble-Städtebau ausgerichteten Stadtbaukultur.





Stadtplaner und Architekt Prof. Jürg Sulzer studierte an der Hochschule der Künste und an der TU Berlin Architektur und Städtebau. Im Zentrum seiner Tätigkeit stehen Fragen der integrierten Stadtentwicklung und des behutsamen Stadtumbaus. Urbane Stadtwerdung der Agglomeration ist Kernanliegen zukünftiger Stadtbauentwicklung und seiner Arbeit.

Prof. Jürg Sulzer

STADTBAUKULTUR STATT VISUELLER INSZENIERUNG

Im Kontext von „Tradition und Zeitgeist“ sollte Stadtbaukultur als im Ensemble zu gestaltende Häuser und Hausgruppen verstanden werden. Auch wenn damit ein weitreichendes Thema zur Diskussion gestellt wird, lassen sich in diesem Rahmen nur kurze Statements formulieren zur Frage nach dem Verhältnis von Stadtbaukultur und Ensemble-Städtebau, zu Stil und Trends in der stadträumlichen Gestaltung und dazu, wie Bausünden in der zeitgenössischen Stadtentwicklung reduziert werden könnten.

Wenn ich diese drei Themen während meiner Stadtspaziergänge kritisch reflektiere, fallen mir immer wieder viele zeitgenössische Bauten in gewachsenen Ensembles oder in Neubaugebieten am Rande von

Städten auf. Ich stelle mir dann die Frage, ob das so sein muss, dass sich europaweit neu gebaute Siedlungen und Einzelhäuser kaum unterscheiden? Und ich frage mich weiter, wo neue und lesbare Stadträume, die Identität vermitteln, zu finden sind? Und wo gibt es neue Häuser im historischen Kontext, die sich mit Respekt und Behutsamkeit auf hohem gestalterischem Niveau einfügen, überlieferte Gestaltungsprinzipien des jeweiligen Ortes aufgreifen und kreativ weiterentwickeln, sodass man von einer sorgfältigen Bezugnahme gegenüber dem was schon da ist, sprechen könnte? Während meiner Stadtspaziergänge sehe ich eher selten Häuser und Stadtensembles, die sich einer so verstandenen Stadtbaukultur unterziehen.

Es ist kein Geheimnis, dass man mit derartigen Positionen in der Fachöffentlichkeit auf wenig Zustimmung stößt. Oft folgen sinngemäß Antworten, dass es heute um die Inszenierung des Unbestimmten und um die Gestaltung von städtebaulichen Brüchen als Abbild gesellschaftlicher Verhältnisse geht. Eine Bezugnahme auf historische Überlieferung bringe meist nur sogenannte „Repro-Architektur“ hervor, die nun wirklich nicht mehr zeitgemäß sei. Diesen einfachen Antworten muss widersprochen werden. Angesichts der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wie sie die Globalisierung hervorbringt, benötigen wir neue städtebauliche Gestaltungsprinzipien. Die ganzheitliche Sicht von gesellschaftlichen und gestalterischen Zusammenhängen erfordert in Zukunft einen Städtebau, der im Ensemble gedacht ist und an der baugeschichtlichen Überlieferung anknüpft. In einer globalisierten Gesellschaft ist die Stadt als Heimat von besonderer Bedeutung. Die Stadtarchitektur sollte den Bürgern Vertrautheit, Kontinuität und Geborgenheit vermitteln. Als Stadtplaner, Vertreter öffentlicher Verwaltungen und als private Architekten müssen wir diese neue gesellschaftliche Herausforderung äußerst ernst nehmen und gemeinsam qualifizierte Antworten entwickeln. Darin sehe ich die eigentlichen Werte einer modernen Stadtbaukultur und Stadtbaukunst.



Die globale Anonymität wird lokal überhöht
(Zürich 2015)



Die Europäische Stadt ist (k)ein Tummelplatz für anonym wirkende
Bauten (Zürich 2015)

Stadtbaukultur

Angesichts der Tatsache, dass wir immer wieder den gleichen ideenlosen Außenräumen von Siedlungen und schematischen Einzelbauten in unzähligen Städten begegnen, müssen wir uns die Frage stellen, wodurch sich denn eine zeitgemäße Stadtbaukultur auszeichnen könnte. Wenn immer noch kritiklos *Ludwig Mies van der Rohes* „*Weniger ist mehr*“ im Zusammenhang mit der Gestaltung neuer Häuser zitiert wird, dann scheint mir, dass wir es uns heute etwas zu einfach machen. Mit diesem Minimalismus geht die Seele der Stadt, des Wohnortes und der Wohngebäude verloren. Die globale Anonymität wird lokal überhöht. Der Wunsch der Menschen nach Orientierung und Zugehörigkeit sowie ihre Sehnsucht *daheim in der Stadt* sein zu können, bilden Kernthemen einer auf Ensemble-Städtebau ausgerichteten Stadtbaukultur. Sie ist im wörtlichen Sinn verloren gegangen, entweder zugunsten visueller Inszenierungen in der Stadt oder durch gestalterische Reduktion und Banalität. Wir sollten uns in Zukunft nicht weiterhin blenden lassen von Neubauten mit gläsernen, anonym wirkenden Betonglashüllen innerhalb der gewachsenen Stadt – noch dazu vielleicht mit einem international geadelten Label eines *Star-Architekten* versehen. Wenn Städte nach

derartigen Labels suchen, steckt meist auch ein scheinbar geschickter Schachzug von im übertragenen Sinn des Wortes „ohnmächtigen“ Kommunalpolitikern dahinter. Die Politik delegiert ihre Verantwortung gerne an internationale Star-Architekten und sie erkennt erst viel später, dass die beigezogenen *Sterne*, eher Sternschnuppen gleich, von Stadt zu Stadt ziehen, um ihre jeweiligen Markenzeichen zu hinterlassen. Ein gestalterischer Bezug zum überlieferten Stadtensemble fehlt in der Regel ebenso wie die Entwicklungsprobleme einer Kommune gelöst werden. Zudem wird Kritik am neuen *Sterne-Look* in der Stadt selten erhoben, angesichts international anerkannter Architektur-Labels in den einschlägigen Feuilletons. Und die unzähligen hilflosen Nachahmer tun ihr Übriges. Die europäische Stadt sollte weder ein Tummelplatz für eine reduktionistische Moderne sein noch für individuelle Inszenierungen mit einem autistischen Gestaltungskanon. Beide Ansätze haben bisher keine schön gestalteten Stadträume im Ensemble hervorgebracht.

Die europäischen Städte benötigen eine kontinuierliche Stadtbaukultur statt kurzzeitige Inszenierungen mit blendenden Effekten. Es wäre angemessen, wenn wir

in Zukunft gegenüber dem Erbe der überlieferten Stadt eine eher *dienende Haltung* einnehmen. Ein zukunftsweisender Ensemble-Städtebau knüpft in unterschiedlicher Art und Weise am überlieferten Erbe der europäischen Städte an. So können Neubauten entstehen, die Erinnerungen wecken und Bezüge zu früheren Generationen des Städtebaus vermitteln. Es geht nicht um die Reproduktion historischer Zitate. Stattdessen ist deren Interpretation und Neugestaltung gefragt. Es geht aber tatsächlich auch um Verzierung und Ornament, die zu unverkennbaren Gesichtern zeitgenössischer Stadträume mit ihren Häusern im Ensemble der Nachbargebäude führen. Nur so kann es gelingen, eine neue Moderne zu schaffen, die abwechslungsreich wirkt, den öffentlichen Raum der Stadt raumbildend ergänzt und Monotonie glatter Fassaden durch Porosität und gestalterische Anmut ersetzt. Die Außenhaut der Häuser bildet in ihrer Vielfalt den Innenraum der Stadt, des Stadtquartiers. Dieser moderne Ensemble-Städtebau hat seine Quelle im intensiven Zusammenspiel von Stadtraumbildung und identitätsstiftenden Häusern eines je besonderen Ortes¹.

Stil und Trends

Der zukünftige städtebauliche Diskurs muss dazu beitragen, dass die architektonische Moderne des frühen 20. Jahrhunderts beendet wird. Sie kann den heutigen Anforderungen an einen zukunftsorientierten Städtebau nicht mehr gerecht werden. Die klassische Moderne hat den Bruch mit der Vergangenheit inszeniert. Es sind richtungsweisende Siedlungen entstanden, die heute ihren Platz in der Baugeschichte zweifellos innehaben. Die Protagonisten dieser Moderne waren zu Recht fasziniert von der wirtschaftlich notwendigen Öffnung der alten Städte und der Industrialisierung der Produktion. Auch wenn man die radikale Abkehr von der Baugeschichte im frühen 20. Jahrhundert als temporär gerechtfertigt anerkennt, hat die unkritische Weiterführung dieser scheinbaren Faszination meist zu willkürlich gestalteten Siedlungen und anonym wirkenden Häusern im historischen Ensemble geführt. Die Mehrheit derart gestalteter Häuser bietet den Menschen heute keine Möglichkeit der Verwurzelung und

der Identitätsfindung, weil Austauschbarkeit, Gleichförmigkeit und Monotonie vorherrschen.

Die Gestaltungsphilosophie des internationalen Bauhausstils war ein wichtiger zeitgenössischer Beitrag zur alles beherrschenden Industrialisierung im frühen 20. Jahrhundert. Heute, im Zeitalter der Globalisierung, hat diese internationalisierte Minimal-Gestaltung schlichtweg überlebt.

Gerade weil sich die Globalisierung nicht rückgängig machen lässt, sind wir als Städtebauer und Architekten ganz besonders gefordert, Raumgeborgenheit und Identität für die Menschen in der Stadt zu schaffen. Wenn Architekten diese Zusammenhänge kritisch reflektieren, werden sie rasch eine neue Euphorie für einen modernen Ensemble-Städtebau entfalten, wie sie während der Industrialisierungsmoderne gepflegt wurde.

Raumgeborgenheit im Stadtensemble neu zu gestalten und die Schönheit öffentlicher Räume so zu entwerfen, dass keine anonym wirkenden Abstandsgrünflächen zwischen den Häusern entstehen, gäben klare Antworten auf die heutigen Rahmenbedingungen der Globalisierung. Die Fortsetzung des üblichen Siedlungsbaus mit all seinen Mängeln einer unfertigen Stadt und ungeachtet aller



Altstadt Bern: Vorbild für Ensemble-Städtebau als Zusammenspiel von öffentlichen Räumen und identitätsstiftenden Häusern

¹ Vgl. hierzu: Jürg Sulzer, Die Gestalt der Quartiere, was uns wichtig ist. In: Christoph Mäckler/Wolfgang Sonne (HG). Schriftenreihe 5 Stadtleben statt Wohnen. Deutsches Institut für Stadtbaukunst (2015). Zürich, S. 151.



Neues Stadtensemble in der Peripherie der Stadt, Dietikon, Zürich (2015)

gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, hat zur Folge, dass sich die Qualität der europäischen Stadt immer mehr verflüchtigt und die Entwurzelung der Bürger befördert.

Bausünden

Bausünden lassen sich nicht gänzlich vermeiden und sie haben in gewisser Weise eine Berechtigung, sofern man aus ihnen lernt. Drei Punkte sind wichtig:

- Vermeidung von Ideologie in der Stadtbau-gestaltung;
- ortsbezogener Ensemble-Städtebau und
- Stadtwerdung der Agglomeration.

1. Vermeidung von Ideologie

Ein Missverständnis ist vorgängig zu klären: es geht weder um den richtigen Baustil, noch um das eigene Image oder um ein Label, das möglichst optimal zu vermarkten ist. Wir müssen uns um eine sachlich und gesellschaftlich ausgerichtete Stadt-Architektur kümmern, die durchdrungen ist von den jeweiligen

Gestaltungsmerkmalen eines Ortes. Wir müssen erkennen, dass Bausünden vor allem durch Eigenmächtigkeit, selbstherrliche Gestaltungsgesten oder durch Ignoranz und Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Vorhandenen entstehen. Statt der sich meist unbewusst einschleichenden Ideologie in die Stadtbau-gestaltung freien Lauf zu lassen, müssen wir uns intensiv mit einem neuen Ensemble-Städtebau auseinandersetzen.

2. Ensemble-Städtebau

Wir müssen Wege aufzeigen, wie wir uns wieder leiten lassen könnten, eine besondere Gestaltung von Vielschichtigkeit und Einzigartigkeit in der jeweiligen Stadt, im Stadtquartier oder Ortsteil zu thematisieren, statt Universalismus zu inszenieren. Wir müssen einen modernen Ensemble-Städtebau entwickeln. Es fehlt oft an der Erkenntnis, dass die historisch überlieferte Stadt der eigentliche Resonanzkörper gestalterischer Ideen sein sollte. Insofern müsste auch der objektbezogene Denkmalschutz von einem ganzheitlichen städtebaulichen Denkmalschutz abgelöst werden. Es ist in Zukunft immer weniger wichtig, ein Schutzobjekt aufgrund seines Baualters oder des jeweiligen Entstehungsjahrzehnts zu bestimmen. Weit wichtiger ist es, dafür zu sorgen, dass wir das schutzwürdige Einzelgebäude als Teil eines spannenden stadträumlichen Ensembles verstehen, womit ihm eine lange Lebensdauer beschieden sein wird. Der städtebauliche Denkmalschutz wird auf dieser Grundlage zu einer verantwortungsvollen Institution eines ökologisch und langfristig ausgerichteten Stadtumbaus.

3. Stadtwerdung der Agglomeration

Bausünden vermeiden heißt auch, den Blick auf die entstandene Hässlichkeit der Agglomerationen unserer Städte zu lenken. Ein raumbildender Städtebau zugunsten der Stadtwerdung der Agglomeration ist gefragt. Der sorgfältige Umbau vorhandener Siedlungen der Agglomeration ermöglicht, dank ihren überproportional großen Zwischenräumen, eine neue Qualität der Verdichtung nach innen. Ein so verstandener Stadtumbau könnte besondere Identitäten ehemals anonym wirkender Siedlungen der Moderne schaffen.² Unzählige Bürger wünschen sich nicht in erster Linie eine Wohnung auf der grünen Wiese.

2 Das Schweizerische Forschungsprogramm „Neue urbane Qualität“ legt in seiner Synthese dar, nach welchen Kriterien eine Stadtentwicklung nach innen und damit ein Stadtumbau der Agglomeration einzuleiten wäre. Vgl. dazu: Jürg Sulzer, Martina de Sax (2015): Stadtwerdung der Agglomeration – Die Suche nach einer neuen urbanen Qualität, Synthese des Nationalen Forschungsprogramms Neue urbane Qualität (NFP 65), Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Zürich.

Die aktuellen Wohnungsmärkte in den Gründerzeitvierteln stellen tausendfach unter Beweis, dass urbane Stadtquartiere und Ortsteile in der Agglomeration ebenso gefragt wären wie in der Innenstadt. Bewohner heutiger Agglomerationssiedlungen hätten eigentlich auch ein Anrecht, ähnlich wie in den historischen Innenstädten zu leben. Unverwechselbare Orte in der Peripherie für diejenigen zu vernünftigen Preisen zu schaffen, die es sich wünschen im Ensemble und in räumlicher Geborgenheit zu wohnen, wäre die logische Konsequenz einer Stadtwerdung der Agglomeration durch deren urbane Verdichtung nach innen. Auch wenn in der heutigen Zeit wieder vom schnellen und bezahlbaren Bauen in der Agglomeration die Rede ist, dürfen wir nicht wieder eine Bauperiode mit anonym wirkender Industrieproduktion von Siedlungen einleiten.

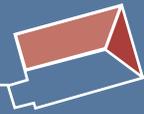
Fazit

Der ganzheitliche Ensemble-Städtebau muss zur fachlichen und politischen Aufgabe werden. Mit einer neuen Stadtbaukultur sind zum einen die überlieferten Ensembles der Innenstädte zu stärken; zum anderen ergibt sich, dank einer konsequenten Stadtwerdung der Agglomeration, eine neue Raumgeborgenheit und Identität in der Peripherie der Städte. Die Vision einer bestimmten Art neuer *Groß-Städte* mit ihren je besonderen Stadtteilen, die ein Gesicht und eine Seele haben, könnte Realität werden. In einer globalisierten Welt ist dies bestimmt weitsichtiger als die bisherige Universalität der Moderne in Städtebau und Architektur weiterhin zu inszenieren. Dies heißt übrigens nicht, den Fortschritt als Triebfeder des Daseins zu negieren, sondern eine zielorientierte Veränderung einer als ungenügend angesehenen Situation zu verfolgen.

Wir benötigen dringend engagierte Stadtplaner und Stadtbauarchitekten, die verantwortungsvoll Stadträume im Ensemble mit unterschiedlichen Häusern gestalten. Mit einer so verstandenen Stadtbauarchitektur wird für die Bürger Heimat und Verwurzelung ermöglicht. Ensemble-Städtebau gestalten, heißt aber auch, persönlich Verantwortung zu übernehmen. Gleichzeitig ist die öffentliche Verwaltung in ihrer

Kompetenz nachhaltig zu stärken, statt die zuständigen Ämter und Institutionen fortlaufend zu entmachten. Paris, Wien, Berlin und tausend andere Städte in Europa sind Zeugen einer hohen Verantwortungskompetenz von Politik und öffentlicher Verwaltung. Sie haben im 17. und 18. Jahrhundert ebenso wie während des rasanten Wachstums der Gründerzeitjahre oder auch in den 1980er Jahren, als es um die Optimierung der Gründerzeitstadt ging, Weitsichtigkeit und Innovationsbereitschaft bewiesen.

Die andauernde Reduktion der Kompetenzen öffentlicher Stadtplanung ist das Produkt eines eher ideologisch ausgerichteten Fortschrittsglaubens. Gleichzeitig hat ihr Kompetenzverlust dazu geführt, dass die Qualifikation abgenommen, während die fachliche Unbestimmtheit in der Stadtarchitektur eher zugenommen hat. Viele Bausünden in den Kommunen sind Zeugen dieses Qualifikationsverlustes. Im globalisierten 21. Jahrhundert müssen – dank hoher fachlicher Kompetenz der öffentlichen Hand in enger Kooperation mit engagierten Stadtbauarchitekten – neue und moderne Strategien des Ensemble-Städtebaus entwickelt werden. Raumgeborgenheit und Identität werden sich sowohl in den historischen Stadtteilen als auch in den Agglomerationen herausbilden. Angesichts von Migration und weltweit ökonomischer Verflechtung tragen derartige Strategien zum Zusammenhalt der Gesellschaft bei. Die Stadtbürger heutiger und zukünftiger Generationen werden es uns danken – vielleicht auch Literatur- und Kunstschaffende!



POSITIONEN

Aufgabe einer lokalen Baukultur ist daher, den Genius Loci zu erfassen und so mit neuen Elementen weiter zu entwickeln, dass die Kontinuität zwischen Alt und Neu, die typisch für eine historische Stadt ist, nicht verloren geht.





Mara Pinardi ist selbständige Architektin mit Büro sowie Professorin in Berlin. Sie lehrt Denkmalpflege – Bauen im Bestand – an der Beuth Hochschule, Berlin. Um die alte Stadt qualitativ und respektvoll weiterzubauen, braucht es aus ihrer Sicht die angemessene Maßstäblichkeit, eine Betrachtung der Bautypologie sowie den unbedingten Fokus auf die erhaltenswerte und geschützte Bausubstanz.

Prof. Mara Pinardi

NEUE ARCHITEKTUR IM HISTORISCHEN KONTEXT

Sie sind Architektur-Professorin an der Beuth Hochschule für Technik in Berlin. Wie machen Sie Ihren Studenten das Bauen im historischen Bestand schmackhaft?

An der Beuth Hochschule bildet das ‚Bauen im Bestand‘ einen Schwerpunkt der Architekturausbildung. Im Bachelor- und im Masterstudiengang Architektur werden jedes Semester konkrete Projekte angeboten, die sich mit der Umnutzung, Erweiterung und Revitalisierung historischer Gebäude und Standorte – auch unter Einbeziehung von neuer Architektur – befassen. Es handelt sich um konkrete und aktuelle Themen, die oft in Kooperation mit Stadtverwaltungen, Denkmalämtern und Eigentümern bearbeitet werden.

Die Studierenden haben die Möglichkeit, vor Ort zu arbeiten, die Gebäude mehrmals zu besichtigen und somit den Bestand kennenzulernen und Vorstellungen für die künftige Nutzung und Gestaltung zu entwickeln. Die Arbeitsergebnisse werden anschließend im Rahmen von Ausstellungen und Publikationen gezeigt. Diese Projekte sind bei den Studierenden sehr beliebt. Sie entwickeln dadurch eine besondere Sensibilität im Umgang mit Bestand und wählen oft auch bei ihren Abschlussarbeiten Themen in diesem Bereich.

**Morphologie, Typologie und Genius Loci:
Gibt es Gebäudeformen oder Baustile, die sich gut
in unserer Gegenwart interpretieren lassen?**

Neben den besonderen Typologien wie Kirche, Kloster, Rathaus oder Schloss werden historische Städte durch Häuser gekennzeichnet, die überwiegend zum Wohnen und Arbeiten entstanden sind. Es handelt sich um Handwerkerhäuser und Bürgerhäuser verschiedener Prägung, die im Laufe der Jahrhunderte in unterschiedlichen Baustilen gebaut wurden. Oft handelt es sich um Häuser, die nicht als Einzeldenkmal eingetragen sind, sondern als Gesamtensemble aufgrund ihrer städtebaulichen Bedeutung im Kontext einer Altstadt. Sie sind Teil – zusammen mit Parzellen, öffentlichem Raum, dem System von Straßen und Blöcken – der Morphologie, der Stadtstruktur. Die Interpretation der für die jeweilige Stadt prägenden Haustypologie ist eine wichtige Aufgabe für die neue Architektur im historischen Kontext. Diese Typologie mit ihrer Parzellenstruktur, Dachlandschaft und Materialität lässt sich gut durch Abstraktion in die neue Architektur interpretieren, im Sinne der Kontinuität der neuen Bebauung in der historischen Stadt.

Für eine Interpretation sind Gebäudeform und Typologie wichtiger als der Baustil. Die Analyse des Bestandes ermöglicht das Kennenlernen und Herausstellen der Bebauungstypologie, die für eine gezielte Interpretation in die neue Architektur abgeleitet werden kann.

Wie hat sich die Thematik des zeitgenössischen Bauens im historischen Bestand in den letzten Jahren verändert?

In den letzten Jahren kann man eine zunehmende Aufmerksamkeit auf die Auseinandersetzung mit dem historischen Ort und seinen Besonderheiten beobachten. Das neue Bauen in historischer Umgebung war immer deutlicher durch die Idee des starken Kontrastes zwischen Alt und Neu geprägt. Diese Idee zeigt sich besonders an den zahlreichen Beispielen neuer Architekturen bis zu den 1990er Jahren, die überwiegend das Material Stahl und Glas verwendet haben. Großflächige transluzente Oberflächen bei Fassaden wirken sehr fremd im historischen Kontext. Der aktuell verwendete Begriff „Weiterbauen“ setzt sich von der Idee des starken Kontrastes ab und beinhaltet die Fortschreibung des Bestandes und ist somit für neue Architekturen im Bestand maßgebend. Die historisch gewachsene Stadt besteht aus dem Zusammenhang zahlreicher historischer Schichten und Bauepochen, neue Architekturen bilden in der historischen Stadt eine weitere Schicht und tragen im Sinne der Charta von Venedig den Stempel unserer Zeit. Mit dem Begriff Weiterbauen werden zeitgenössische Interventionen gemeint, die Typologie, Maßstäblichkeit und Materialität des Bestandes neu interpretieren mit dem Ziel der Kontinuität im historischen Stadtbild.

Wie definieren Sie den Begriff Genius Loci? Was macht einen Ort einzigartig?

Christian Norberg-Schulz definiert in seinem 1979 erschienenen Band „Genius Loci. Landschaft, Lebensraum, Baukunst“ den Begriff als „geistige Identität, als Charakter des Ortes“ und versucht eine Herleitung mit architektonisch anwendungsorientierten Inhalten. Somit wird der Charakter eines Ortes durch Faktoren wie Gestaltstrukturen, verwendete Materialien, gestaltete Formen, Licht sowie Art der Grenzfassung bestimmt. Norberg-Schulz verbindet den Charakter des Ortes mit der Identifikation durch seine Bewohner. Nur wenn der Raum einen Charakter, einen Genius Loci hat, ist eine Identifikation mit dem Ort möglich.

Der Genius Loci definiert den Ort als dreidimensionalen Raum mit seinen materiellen und immateriellen Eigenschaften. Wenn man einen Ort mit spezifischem Stadtraum erfährt – wie eine historische Stadt mit mittelalterlichen Strukturen – kann man dort ihre stadtgestalterische Identität erleben, dadurch entsteht die Identifizierung der Stadt im Gedächtnis. Der Genius Loci der Altstadt ergibt sich im historischen, architektonischen, geschichtlichen und kulturellen Kontext, daher lässt sich der Genius Loci der Altstadt durch den historischen Kontext begründen.

In Ihrem Vortrag haben Sie gelungene und weniger gelungene Beispiele der Integration moderner Architektur in historische Gebäude- und Quartiersstrukturen vorgestellt. Woran misst sich gelungen und weniger gelungen?

Ein wichtiger Aspekt für eine gelungene Architektur ist die Maßstäblichkeit. Historische Quartiere sind geprägt durch die Kleinteiligkeit ihrer Bebauung, die von der Parzellenstruktur, der Straßenrandbebauung, der Höhengliederung der Gebäude, der Dachlandschaft bestimmt wird. Eine neue Architektur muss sich daher immer an dem Maßstab des Ortes orientieren und diesen Maßstab berücksichtigen und interpretieren.

Im Umgang mit historischen Quartieren spielt der Erhalt der vorhandenen Bebauung eine wichtige Rolle, auch der Bebauung, die nicht unter Denkmalschutz steht, die aber für den Ort charakteristisch und daher erhaltenswürdig ist, der sogenannten „erhaltenswerten Bausubstanz“. Wenn neue Architektur unter Erhalt von umliegenden Bestandsbauten entsteht, ist das Verhältnis zwischen Alt und Neu ausgewogener. Die Dimension der neuen Bebauung überwiegt nicht die der Bestandsbebauung. Die neue Gestaltung lässt sich besser im Bestand einfügen und kann qualitätsvoller gelöst werden. Der Ort behält seine Identität.

Eine zeitgenössische Architektur ist gelungen, wenn sie eine ortbezogene Eigenschaft hat, wenn sie nicht bereits an unterschiedlichen Standorten immer wieder gleich umgesetzt worden ist.

Gibt es formulierbare Regeln zum Bauen im historischen Bestand, zur Art und Weise das Vorhandene zu interpretieren?

Ein Prinzip zur Interpretation des Vorhandenen ist die Analogie. Die Analogie wird nicht als reines Zitat der historischen Architektur verstanden. Es geht vielmehr um die morphologische, typologische und atmosphärische Analyse des Bestandes und um die Synthese historischer Merkmale und Eigenschaften mit verfremdeten Elementen.

Während der Neubau der Kulturstiftung des Bundes in Halle auf deutliche Kontraste zum bestehenden Umfeld setzt, fügt sich die Revitalisierung des ehemaligen Industrieareals Junghans auf der Giudecca in Venedig nahezu unbemerkt als Neubau in die vorhandene Baustruktur ein. Welche Architektur-Prinzipien machen das möglich?

Beide Beispiele sind Ergebnis einer Interpretation des bestehenden Umfelds. Der Neubau der Kulturstiftung des Bundes in Halle mit seiner gegliederten Bauform interpretiert die Höhenentwicklung der umliegenden Bauten, fügt sich in das aus verschiedenen Epochen bestehende Ensemble am Franckeplatz deutlich als zeitgenössische Architektur ein und übernimmt wesentliche prägende Gestaltungselemente der umgebenden Bebauung wie Traufhöhe, Gaube und Fachwerk. Die gewählte Materialität für die Außenhülle des Gebäudes besteht aus einem Gitter weißer Stahlprofile als Fassaden- und Dachverkleidung. Die Wahl dieses Materials ist wegen der besonderen Funktion des Gebäudes und aufgrund des vorausgegangenen Architekturwettbewerbs vertretbar und bildet ein Alleinstellungsmerkmal für die Kulturstiftung. Problematisch für das historische Stadtbild wäre die Verwendung dieses Materials für zahlreiche Bauten in der Altstadt.

Beim Gebäude auf der Giudecca in Venedig handelt es sich dagegen um ein Wohngebäude, keine Sondernutzung. Das Gebäude fügt sich wie selbstverständlich in die Umgebung ein und verwendet Sichtmauerwerk als Fassadenmaterial wie bei den umliegenden Gebäuden. Die Gebäudeform fügt sich in das schmale Grundstück ein und zeigt zum Kanal die Giebelseite entsprechend der typischen Fassadenabwicklung entlang des Kanals.

Eine lokale Baukultur verwebt neues und altes Bauen – ist das ein Weg, den Genius Loci zu erhalten oder eher, ihn weiterzuentwickeln?

Die historischen Städte sind durch die Zeitschichten ihrer verschiedenen Bauepochen geprägt. Der Geist eines Ortes entsteht aus der Überlagerung dieser Zeitschichten. Der Genius Loci beinhaltet daher eine diachronische Dimension. Im Laufe der Zeit wurden immer neue Elemente in die vorhandene Stadtstruktur eingefügt. Unter dem Gesichtspunkt des Genius Loci kann der Umgang mit der historischen Stadt nicht als statische Erhaltung des historischen Charakters verstanden werden.

Aufgabe einer lokalen Baukultur ist daher, den Genius loci des Ortes zu erfassen und so mit neuen Elementen weiter zu entwickeln, dass die Kontinuität zwischen Alt und Neu, die typisch für eine historische Stadt ist, nicht verloren geht.

Bauakteure in Städten sind höchst verschieden – in Finanzkraft, Geschmack und Bauphilosophie. Wie kann Architektur und damit ein wirkliches Verständnis qualitativer lokaler Baukultur entstehen?

Für das Weiterbauen in der historischen Stadt spielen Engagement und Sensibilität seitens der Bauherren eine wichtige Rolle. Gestaltungssatzungen und Gestaltungsregeln sind für Bauherren und Architekten wesentliche Instrumente für die Bearbeitung von Projekten in Sanierungsgebieten. Sie gewährleisten jedoch nicht das Entstehen einer guten neuen Architektur. Eine große Rolle für das Verständnis qualitativer Architektur trägt dabei die Wettbewerbskultur, in Form von Architekturwettbewerben,



Gutachterverfahren sowie von Architekturpreisen und Bauherrenpreisen, die gute Bauten würdigen und das Selbstbewusstsein der Bauherren stärken. Eine interessante Initiative hat die Architektenkammer Sachsen-Anhalt mit den Wettbewerben ‚Mut zur Lücke‘ gestartet, die mit dem Schwerpunkt einer neuen Bebauung von Baulücken in historischen Städten jährlich in Kooperation mit den Bauherren ausgelobt werden.

Gestaltungsbeiräte sind außerdem zunehmend wichtige Instrumente zur Beratung von Städten und Bauherren bei Projekten im historischen Bestand und sollten auch von kleineren historischen Städten – auch im Verbund – eingesetzt werden.

Welche Prinzipien müssen auf lokaler Ebene handlungsleitend sein, um die historische Stadt weiterzubauen?

Erhalt, Interpretation des Charakters des Ortes, Stärkung der Identität sollten die grundlegenden Prinzipien im Umgang mit der historischen Stadt darstellen. Diese Prinzipien können umgesetzt werden, wenn folgende Herangehensweise im Umgang mit dem Bestand und seiner Ergänzung berücksichtigt wird:

- Maßstäblichkeit (Parzellenstruktur, Bauvolumina, Kleinteiligkeit der Altstadt)
- Typologische Herangehensweise (vorhandene Typologie neu interpretieren, Dachlandschaft)
- Beibehaltung der erhaltenswerten Bausubstanz.

Bei der Materialwahl und Fassadengestaltung der neuen Architektur sollte auf glänzende Materialien zugunsten der Materialien der historischen Stadt (Stein, Holz, Putz) verzichtet werden.

Die Verwendung von zeitgenössischen Materialien wie Metall und Sichtbeton ist für neue Architekturen möglich, sollte jedoch nicht die Regel sein und nur gezielt in Verbindung mit einer besonderen Typologie und Nutzung erfolgen.

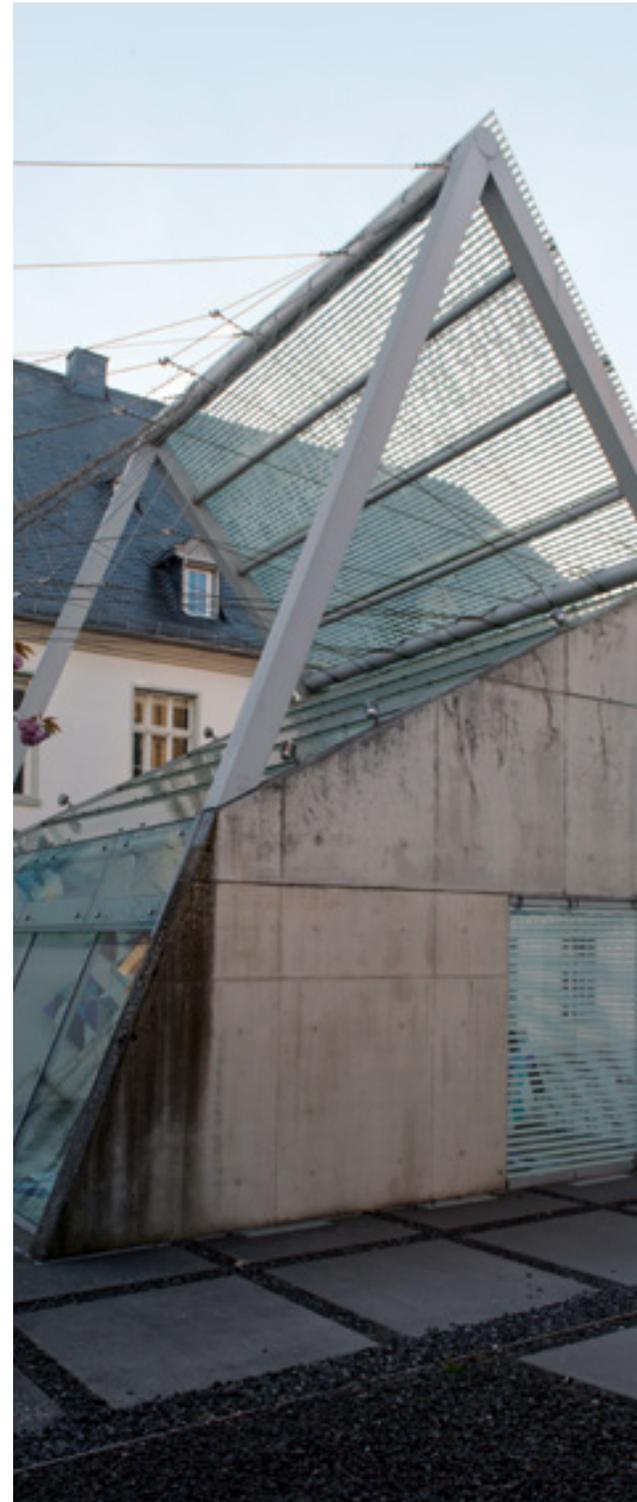
Miteinander von alter und neuer Bebauung
am Scharn in Minden





POSITIONEN

Die Fachverwaltung ist gut beraten, Investoren und Entwickler – wenn sie sich von deren Seriosität überzeugt hat – als Partner zu sehen und nicht als Bittsteller, wie dies zu häufig geschieht. Nur dann besteht die Chance, gemeinsam in einem ersten Schritt die Standortwertigkeit zu definieren und die Bedeutung der Aufgabe für die Stadt und die Stadtentwicklung herauszuarbeiten.





Thomas Vielhaber ist Planungsdezernent der Stadt Arnberg und davon überzeugt, dass die Stadtverwaltung eine klare Haltung entwickeln und vertreten muss, um Bauqualität bei öffentlichen und privaten Investitionsvorhaben zu erlangen.

Thomas Vielhaber

GESAMTSTADT, QUARTIER, EINZEL- OBJEKT –

Städtebau in der kommunalen Handlungspraxis

Baukultur im Kontext der Stadtentwicklung

Baukultur ist in unserer Zeit, die von gleichzeitigem Nebeneinander von Wachstum und Schrumpfung, von Globalisierung und Regionalisierung, aber auch von der Hinwendung zum Quartier und dem Wiederentdecken der Heimat geprägt ist, mehr als nur eine wichtige Konstante. Baukultur ist also kein Thema „on top“, sondern wegen der Herausforderungen, vor denen unsere Städte stehen – hinzu kommen die Digitalisierung, die Ökonomisierung, der Klimawandel und vieles mehr – mitentscheidend für die Positionierung der Kommune im Wettbewerb der Städte und Regionen.

Gleichzeitig dient Baukultur der Stärkung nach innen, also der Schaffung einer starken Identität der Menschen mit ihrem Umfeld, ihrem Quartier und ihrer Stadt. Gute Baukultur wird dabei zum Kitt, mit dem sich Menschen gern an ihren Ort binden lassen. Denn wer lebt schon freiwillig in einer monotonen und tristen Stadt oder in einem unbelebten und öden Dorf?

Stadt – Quartier – Nachbarschaft

Viele Menschen in unseren Städten interessieren sich trotz (oder wegen) der durch Digitalisierung und neuen Arbeits- und Lebenswelten gewachsenen Möglichkeiten zunehmend für ihr Umfeld und fordern selbstbewusst Mitgestaltung ein. Sie wollen Einfluss nehmen auf ihre gebaute Umwelt und ihre persönliche Lebenssituation – und das vor dem Hintergrund ganz eigener Vorstellungen. Auslöser sind meist objektiv vorhandene oder subjektiv empfundene Defizite, aber auch Planungen und Projekte Dritter in der Nachbarschaft. Darüber hinaus wachsen die Bereitschaft zur Partizipation und auch das persönliche Engagement naturgemäß mit der Konkretisierung der Gestaltungsebene. Und doch muss Baukultur konsistent sein.

Die gesamtstädtische Sicht, also die programmatische oder Leitbildebene definiert eine Vision, das Bild von der Stadt, das der Planungsverwaltung, der Politik und der Bürgerschaft als Kompass dient, der aber immer wieder neu justiert werden muss. Hier findet auch die Abstimmung im regionalen Kontext statt. Zur Profilierung der Stadt gehört dabei ganz gewiss auch die baukulturelle Ausrichtung, die den „immaterialen Wohlstand“ der Stadt aufgreift und vermehrt.

Erkennbar ist das an der Gewichtung unserer Innenstädte, vor allem der Altstädte, und an der Bedeutung des öffentlichen Raumes. Während die Innenstadt trotz der zum Teil schmerzhaften Verluste im Handelssektor nach wie vor – und auch zukünftig – die wichtigsten Funktionen im eng umrissenen Raum bündelt, steht die historische Stadt als Identifikationsanker ganz besonders im Fokus der Bewohner und Besucher unserer Städte. Und auch solche historischen

Kerne, die erhebliche Funktionsverluste hinnehmen mussten, prägen das Bild der Stadt und von der Stadt. Dabei steht der öffentliche Raum mit seinen gebauten Kanten für mehr als Kommerz, nämlich für Kommunikation, Begegnung und Austausch, für Tradition und Aufbruch. Das zu erhalten und zu entwickeln, erfordert Mut auch Neues zu wagen – und das beginnt auf der Programmebene und nicht erst beim gebauten Objekt, das insofern zum Ausdruck einer Haltung zur Stadt wird.

Die Konzeptebene spiegelt sich im Quartiersmaßstab wider: im überschaubaren Sozialraum, im Nahbereich der Wohnung. Hier finden sich die wichtigsten Ziele der Bewohner: der Laden, die Schule, die Kirche, der Sportplatz, der Park, die Nachbarschaft. Und dies ist die richtige Ebene, um die Menschen anzusprechen, wenn Partizipation ernst gemeint ist.

Die Umsetzungs- und Maßnahmenebene umfasst einen weiten Bereich vom Städtebau über die Freiraumgestaltung und den Umgang mit Verkehr und Mobilität im Quartier bis hin zur Architektur. Dabei kommt dem Städtebau als Raster, als robustem Rahmen gerade in der historischen Stadt die entscheidende Rolle für gute Baukultur zu. Und auch die Funktionen müssen passen. So können Stadt und Vereine, Bürgerschaft und Einzelne wichtige Impulse setzen, indem neue (oder auch alte und bewährte) Nutzungen eingebracht werden. Der Kommune kommt als Eigentümerin von Flächen und Gebäuden, aber auch als Vordenkerin und Plangeberin dabei eine nicht zu unterschätzende Vorbildfunktion zu. Vielfach können so stadtbildprägende Bauten und Situationen qualifiziert werden.

Stadtentwicklungs- und Bauprojekte: Rahmenbedingungen, Instrumente und Qualitätssicherungsverfahren

Wird Baukultur umfassend definiert – und bezieht den Prozess des Planens und der Ideenfindung bereits mit ein – muss die Beteiligung auf der Leitbildebene ansetzen. Hier besteht die große Aufgabe darin, z. B. über Bürgerforen oder Zukunftswerkstätten, aber auch über Social-Media-Kanäle, diejenigen anzusprechen und zu erreichen, die sich nicht von sich aus beteiligen.

Auf der für die Menschen besser erfassbaren Quartierebene ist über Analysen, Stärken- und Schwächenprofile, über Bürgerwerkstätten und Werkstattgespräche relativ schnell ein Konsens bezüglich der Problemlagen und Aufgabenschwerpunkte herbeizuführen. Auf der Konzeptebene lassen sich auch die baukulturellen Ansprüche, vor allem im historischen Kern, definieren und verankern.

Schwieriger gestaltet sich das oftmals auf der Objektebene oder bei Architekturfragen, was mit der Prägung des Einzelnen und zum Teil eng umrissenen Vorstellungen von Gestaltung, Schönheit und Verträglichkeit zu tun hat. Städtebauliche Rahmenplanungen, Wettbewerbe, Gutachterverfahren oder Gestaltungsbeiräte helfen hier weiter, wobei das jeweilige Instrument passgenau anzuwenden ist.

Zeitgenössische Stadtentwicklungs- und Bauprojekte: Vorbild Stadt!

Jede Stadt (-verwaltung) muss sich im Hinblick auf die Forderung nach Baukultur und Qualität beim privaten Bauen auch an sich selbst messen lassen. Gelegenheiten für „gute Baukultur“ im öffentlichen Bereich gibt es im historischen Stadtkern zuhauf.

Eines der ersten guten Beispiele in Arnberg war die „Wiederentdeckung eines verlorenen Ortes“, nämlich des zuletzt als Schule genutzten Klosters Wedinghausen. Im Zuge der Konzeption einer in die Altstadt integrierten Landesgartenschau arbeitete das beauftragte Büro die Geschichte und Potenziale



Neue Möblierung und Freifunk auf dem Neumarkt in Alt-Arnberg

des Ortes – Gebäude und Freiraum mit dem ehemaligen Klosterinnenhof – für die Stadt- und Stadtteilentwicklung auf. Die Stadt erkannte die Chance, die darin liegt, ein neues Nutzungskonzept zu erstellen und so das Ensemble mit dem denkmalgeschützten Gebäude zu sanieren und in Wert zu setzen. Gleichzeitig fügte sich das Projekt in die Stadtteilstrategie ein, wonach der historische Stadtkern als Kultur- und Tourismusstandort ausgebaut werden sollte.

Nicht nur in diesem Fall, sondern auch bei weiteren „Vorzeigeprojekten“ im historischen Stadtkern waren Grundlagen des Handelns

- die Erstellung eines umfassenden Nutzungs- und Raumkonzeptes;
- die Aufgabe von Mietverhältnissen und die räumliche Verlagerung städtischer Nutzungen in den eigenen, ertüchtigten Gebäudebestand im Rahmen eines Umzugskarussells;
- der mit Städtebaufördermitteln (Städtebaulicher Denkmalschutz) unterstützte Erwerb und Umbau von Schlüsselimmobilien;

- im Gegenzug der Verkauf von nicht mehr für städtische Zwecke benötigten Immobilien;
- die Investition in stadtbildprägende städtische oder von der Stadt erworbene Bestandsimmobilien, zum Teil finanziert über eingesparte Mieten;
- die frühzeitige Einbindung der Betroffenen und Akteure sowie
- die Information der Öffentlichkeit in Bezug auf die Ziele, Hintergründe und Alternativen.

Ähnliches gilt für den öffentlichen Raum, der heute weit mehr als noch in den zurückliegenden Jahrzehnten wieder Beachtung als Ort für Kommunikation und Aufenthalt findet.

Zeitgenössische Stadtentwicklungs- und Bauprojekte: Umgang mit Investoren, Projektentwicklern und Eigentümern

Die Erfahrung aus ganz verschiedenen Arnberger Projekten – und vieles ist übertragbar und allgemeingültig – zeigt, dass der Schlüssel zum Erfolg im Umgang mit privaten (und öffentlichen) Investoren sowie Projektentwicklern vor allem darin liegt, von Beginn an „klare Kante“ zu zeigen und eindeutige Positionen zu vertreten. Nur dann können sich die Beteiligten frühzeitig und eindeutig auf diese Rahmenvorgaben beziehen – bis hin zur wirtschaftlichen Kalkulation ihres Projektes. Den Investoren ist ein klares „Nein“ im Zweifel allemal lieber als ein alles und nichts zulassendes „Vielleicht“!

Voraussetzung für eine klare Positionierung ist eine einheitliche und abgestimmte Meinung im Hause zu Inhalten, Verfahren und Abläufen. Es darf nicht dazu kommen, dass verschiedene Stellen unterschiedliche Auffassungen nach außen tragen, denn dann schwächt die Verwaltung ihre Position nur selbst. Auch der Einfluss bzw. das Heraushalten der Politik spielt hier natürlich eine Rolle.

Die Fachverwaltung ist gut beraten, Investoren und Entwickler – wenn sie sich von deren Seriosität überzeugt hat – als Partner zu sehen und nicht als Bittsteller, wie dies zu häufig geschieht. Nur dann besteht die Chance, gemeinsam in einem ersten Schritt die Standortwertigkeit zu definieren und die Bedeutung der Aufgabe für die Stadt und die Stadtentwicklung herauszuarbeiten.

Gleichzeitig ist es im Zusammenhang mit der Einschätzung der Aufgabe hilfreich – gerade beim Bauen in der Innenstadt –, den Investoren, der Politik, der Öffentlichkeit und auch sich selbst immer wieder vor Augen zu führen, dass das, was jetzt gebaut wird, den Ort auf Jahrzehnte hinaus prägen wird! Manche Bauaufgabe erscheint dann plötzlich in einem völlig anderen Licht.

Es bewährt sich zudem, gute realisierte Beispiele und erfolgreiche Verfahren aus der Stadt zu zeigen. Denn Investor oder Entwickler sollten erkennen, dass die Standards, die die Verwaltung vorgibt, auch für andere galten und gelten. Es darf nicht der Eindruck entstehen, dass die Latte unterschiedlich hoch gelegt wird. Auch auf eigene, von der Stadt durchgeführte Bauaufgaben – seien es Hochbauten oder Freiraum-, Straßen- und Platzgestaltungen – hinzuweisen, kann weiterhelfen.

In einem zweiten Schritt muss dann nicht mehr über das „Ob“, sondern es kann über das „Wie“ verhandelt und gemeinsam mit dem Bauherrn / Entwickler über Verfahrensalternativen beraten werden. Dabei muss der externe Partner auch vermittelt bekommen, dass es kontraproduktiv ist, unnötigen Zeitdruck aufzubauen. Denn nur eine gute Vorbereitung und durchdachte Planung sind Garantie für Akzeptanz und Funktionsfähigkeit!

Natürlich läuft es in der Realität nicht immer glatt, sodass die Verwaltung im Zweifel gut beraten ist, das Satzungsrecht mit allen seinen Möglichkeiten auszus schöpfen. Aber auch „weiche Instrumente“ lassen sich nutzen, z. B. im Hinblick auf die Möglichkeiten der Stellplatzablösung oder des Stellplatzverzichtes.

Im Sinne eines partnerschaftlichen Vorgehens sollten also frühzeitig die erfolversprechenden Wege im Planungs- und Bauprozess aufgezeigt und ein Service aus einer Hand, z. B. bei der Zusammenführung der verschiedenen Themen und Personen im Verwaltungshandeln, angeboten werden. Auch die Bau- und Gestaltungsberatung einzusetzen und Nachbarn und Bürger einzubinden und vermittelnd aufzutreten ist hilfreich.

Zeitgenössische Stadtentwicklungs- und Bauprojekte: Die Rolle der Kommunalpolitik

In vielen Kommunen steht einer kontinuierlichen und zielgerichteten Stadtentwicklungspolitik mit einer erfolgreichen Projektentwicklung eine schwierige politische Entscheidungsstruktur gegenüber. Dabei wird schnellen gegenüber konzeptionell durchdachten Lösungen seitens der Kommunalpolitik oft Vorrang eingeräumt, wenn es darum geht, von Bürgern oder Presse beklagte Missstände zu beseitigen.

Es ist also umso wichtiger, die Politik losgelöst vom aktuellen Fall und damit sehr frühzeitig und umfassend auf Programme und Konzepte der Stadtentwicklung, der Denkmalpflege und der Baukultur zu verpflichten. Es muss auch klar sein, dass der Erfolg der Stadt und Stadtentwicklung davon abhängt, ob „alle an einem Strang ziehen“ statt sich gegenseitig und damit auch den Projekterfolg aufzureiben.

Das heißt nicht, dass Diskurs und Diskussion ausfallen. Diese sollten aber bereits intensiv auf der Konzeptebene geführt werden. Offenheit und Vertrauen zwischen Politik (Fachausschuss) und Verwaltung zu erarbeiten, um sich nicht auseinander dividieren zu lassen, erfordert also letztlich viele und kontinuierliche Hintergrundgespräche und umfassende Schulungen bzw. „Aufklärungsarbeit“, z. B. über fachbezogene Klausurtagungen, Informationsveranstaltungen usw.. Insofern ist es auch Aufgabe der Verwaltung, die Bedeutung der historischen Stadt und der Wirkung des Gesamten auf Bewohner und Besucher immer wieder in Politik und Öffentlichkeit zu erklären. Regelmäßig wiederkehrend müssen die Ziele, die Schrittfolge und die Fortschritte aufgezeigt werden.

Neugestaltung der Bürgergärten mit denkmalgeschützten, klassizistischen Gartenhäusern (Nationaler Preis für integrierte Stadtentwicklung und Baukultur 2012)



Fazit

Für eine „gute Baukultur“ und für die Umsetzung formulierter städtebaulicher Ziele können grundsätzlich und einzelfallbezogen sehr unterschiedliche Ansätze und Instrumente angewendet werden. Insgesamt kann für die Stadt Arnsherg festgehalten werden, dass

- Baukultur in Verwaltung, Politik und weiten Teilen der Bürgerschaft zu einem Begriff geworden ist;
- das Thema Baukultur (als „immaterieller Reichtum“) deutlich zur Profilierung der Stadt in der Innen- und Außenansicht beiträgt;
- die Verbindung von Stadt und Baukultur ein Schlüssel für erfolgreiche Verhandlungen mit Bauherrn, Architekten und Investoren ist („Wir starten nicht bei Null“);
- ein Mehrwert des Projektes in den Zusatzangeboten liegt, die auch zukünftig beibehalten werden sollen, wie bspw. ergänzende Öffentlichkeitsarbeit über Homepage, Twitter und konventionelle Veröffentlichungen, Angebote einer umfangreichen Bau- und Gestaltungsberatung oder die Arbeit des Beirates für Stadtgestaltung (als zusätzlicher Teil des Instrumentenkoffers);
- Baukultur sich nicht auf gutes Bauen beschränkt, sondern den gesamten Prozess der Planung, Herstellung und Nutzung der gebauten Umwelt einbezieht;
- Baukultur das Bewusstsein der Bewohner für die Qualitäten ihres Ortes stärkt und so auch zu einer höheren Identifikation mit der Stadt / der Gemeinde beiträgt;
- Baukultur kein Thema nur für historische Stadtkerne ist, im Gegenteil: Es gibt in jeder Stadt, in jeder Gemeinde genügend Ansatzpunkte;
- Baukultur in der Summe eine unverzichtbare Daueraufgabe ist, die im Wettbewerb der Städte und Regionen nachhaltig und langfristig Wirkung zeigen wird;
- Baukultur Innovation fordert und fördert, aber auch Entscheidungen braucht (Aussitzen gilt nicht, denn „Das Bessere ist der Feind des Guten!“);
- Baukultur Chefsache sein muss!

Und trotzdem bleibt noch viel zu tun und einiges anzustoßen:

Innerhalb und außerhalb der Verwaltung muss die Überzeugungsarbeit für den Nutzen von Baukultur fortgesetzt werden, um auch wirklich alle wichtigen Projekte besprechen und qualifizieren zu können. Hierzu bedarf es auch unter schwierigen personellen Rahmenbedingungen eines andauernden Engagements der zuständigen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Stadt.

Die stärkere Einbindung der Öffentlichkeit in die von Fachleuten dominierten Prozesse wird das Verständnis für Entscheidungen transparenter und verständlicher machen. Die Entscheidung, den Arnshberger Gestaltungsbeirat grundsätzlich öffentlich tagen zu lassen, ist ein wichtiger Schritt.

Klosterbrücke Arnsberg: Neu gestalteter Übergangsbereich zwischen Altstadt und Brückenplatz



DIE WIEGE NORDRHEIN-WESTFALENS – STADTIDENTITÄT UND BAUKULTUR



*Baukultur umfasst die Gesamtheit
der qualitativ gestalteten
baulich-räumlichen Umwelt als Produkt,
andererseits aber auch die Prozesse
mit den geeigneten Verfahren und Instrumenten,
die es bedarf, um die Qualitäten zu erzielen
und zu sichern. Die Qualität des Gebauten
und dessen Pflege liegen in der Verantwortung
der gesamten Stadtgesellschaft.
Deshalb ist Baukultur
eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe.*



Karl Jasper, Leitender Ministerialrat, ständiger Vertreter der Abteilungsleitung der Abteilung für Stadtentwicklung und Denkmalpflege im Ministerium für Heimat, Kommunales, Bau und Gleichstellung Nordrhein-Westfalen

Karl Jasper

Die Zukunft der historischen Stadt- und Ortskerne ist eng verquickt mit ihrer Vergangenheit. Das historische Erbe, das baukulturelle Erbe der Städte ist ein wichtiger Identifikationsfaktor. Städtische Baukultur und damit auch die städtische Identität sind ein Arbeitsprozess. Der Zusammenhang und das Verhältnis von Baukultur und Stadtidentität, die Wirkungen für die historischen Stadt- und Ortskerne können anhand von drei Thesen aufgezeigt werden.

Die historischen Stadt- und Ortskerne besitzen einen hohen Stellenwert für die Identität des Landes Nordrhein-Westfalen.

Die aktuelle Diskussion über die Stadtentwicklung in den Städten und Gemeinden ist bundesweit geprägt durch die Gleichzeitigkeit von Wachstum und Schrumpfung. Über Wohnungs- und Arbeitsmarkt wirken sich beide Entwicklungstendenzen unmittelbar auf die Städte und ihre Bevölkerung aus. In beiden Fällen ist der Bestand der gebauten

Stadt betroffen. Einerseits wird für den großen Wohnflächenbedarf in den Wachstumsstädten der Baubestand den hohen Ansprüchen an Wohnraumversorgung in der heutigen Zeit oft nicht mehr gerecht, und in den von Bevölkerungsverlusten geprägten Städten bedeutet Leerstand ein großes Risiko für die Existenz lebendiger Städte und Gemeinden.

Warum ist das Thema Stadtidentität in diesem Zusammenhang von Belang? Die aktuellen Auseinandersetzungen um die Stadtentwicklung sind mit den Begriffen wie „Heimat“ und „Heimat vor der Haustür“, „Quartier“ oder „Leben und Zukunft im Quartier“ verbunden. Stadtentwicklung ohne die Belange der Bevölkerung zu berücksichtigen wird keinen Segen haben. Aus diesem Grund muss an dieser Stelle an die Stadtentwicklung in Nordrhein-Westfalen seit Beginn der 80er Jahre erinnert werden. Anhand einiger Eckdaten wird deutlich werden, welchen Stellenwert Stadtidentität zu den unterschiedlichen Zeiten für die unterschiedlichen Ausrichtungen von Stadtentwicklung hatte.

Mit der Politik der erhaltenden Stadterneuerung vollzog der damalige Stadtentwicklungsminister Christoph Zöpel eine drastische Abkehr von der bis dato vorherrschenden Flächensanierung in den Städten und Gemeinden. Ausschlaggebend für diese neue Politik war das Engagement zahlreicher Bürgerinitiativen zum Erhalt ihrer Siedlungen, Stadtkerne oder stadtbildprägender Gebäude und Denkmäler. Stadtentwicklung bedeutete nun Bestandserhaltung, die Erhaltung der Wohnsiedlungen, der Stadtkerne, des baukulturellen Erbes, insbesondere in den denkmalgeschützten Bereichen. Mit dem Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes 1980 wurde eine gesetzliche Grundlage auf Landesebene gelegt, deren Vollzug ebenfalls in das für die Stadtentwicklung zuständige Ministerium verantwortet wurde.

Diese Politik erreichte einen ersten, das ganze Land erfassenden öffentlichkeitswirksamen Akt mit der Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Historischen Stadtkerne 1987 in Lemgo. Zum einen sollte deutlich gemacht werden, dass Nordrhein-Westfalen mehr

ist als das durch die Montanindustrien und die Ballungsräume an Rhein und Ruhr geprägte Land. Zum zweiten sollte mit den baukulturellen Traditionen in den ländlichen Bereichen von Eifel, Münsterland, Ostwestfalen und Sauerland und am Rand der Ballungsräume die nordrhein-westfälische Visitenkarte der europäischen Stadt abgegeben werden. Aufgenommen werden konnten in die Arbeitsgemeinschaft nur Stadtkerne, die über einen historischen Stadtgrundriss verfügten, einen denkmalwerten geschützten Baubestand vorweisen konnten und weder durch die Kriege noch durch die Sanierung und den Strukturwandel in der Nachkriegszeit zerstört wurden. Aktuell sind 37 Stadt- und 19 Ortskerne in der Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen.

Baukulturelle Werte als elementaren Bestandteil der stadtindividuellen Baukultur zu erhalten und weiterzuentwickeln, ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe.

An dieser Stelle möchte ich auf das Arbeitspapier des Netzwerkes Innenstadt verweisen, das unter dem Titel „Baukultur in der Innenstadt“ Begriffsdefinitionen, Voraussetzungen und Gestaltkriterien dargestellt hat:

„Die Attraktivität von Innenstädten zeichnet sich nicht nur durch die vielfältigen Nutzungen aus, sondern hängt auch im Besonderen von baukulturellen Gegebenheiten ab. Historische Bausubstanz, gewachsene räumliche Qualitäten und bauliche Vielfalt prägen das Erscheinungsbild und die Identität der Innenstädte und machen jede von ihnen unverwechselbar und einzigartig.

Der Begriff „Baukultur“ schließt die Aktivitäten des Planens, des Bauens, des Instandhaltens, des Gestaltens und Umgestaltens der gebauten Umwelt sowie deren Nutzung und den Umgang mit ihr ein. Baukultur betrifft somit Architektur und Landschaftsarchitektur, Stadtplanung, Denkmalschutz und Denkmalpflege sowie Ingenieurbauleistungen.

Die Wahrung von Geschichte, Kultur und Tradition einer Stadt und ihrer Region spielt in der Baukultur eine grundlegende Rolle, da sie identitätsstiftende Faktoren sind. Innenstädte, in denen der historische Stadtgrundriss und historisch schützenswerte Bausubstanz erhalten geblieben sind, profitieren durch dieses Erbe, das sie unverwechselbar macht. Es ist Qualitätsmaßstab und Orientierung zugleich.



Das Bauen im Bestand ist eine der zentralen Aufgaben der Gegenwartsarchitektur. Bestehende und neue bauliche Strukturen sind gestalterisch behutsam miteinander in Einklang zu bringen. Beim Bauen im Bestand ist heute eine neue Tendenz wegweisend, die allerdings noch nicht überall angekommen zu sein scheint. Auf starke Kontraste und Individualität wird zugunsten einer Kontinuität und einer selbstverständlichen Nachbarschaft von Alt und Neu verzichtet, so dass dies zu einer Harmonisierung des Stadtbildes führt.

Zusammengefasst beinhaltet Baukultur zwei Aspekte. Einerseits umfasst sie die Gesamtheit der qualitativ voll gestalteten baulich-räumlichen Umwelt als Produkt, andererseits aber auch die Prozesse mit den geeigneten Verfahren und Instrumenten, die es bedarf, um die Qualitäten zu erzielen und zu sichern. Die Qualität des Gebauten und dessen Pflege liegen in der Verantwortung der gesamten Stadtgesellschaft. Deshalb ist Baukultur eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe.“

Historische Stadt- und Ortskerne wahren Traditionen, befinden sich stetig im Wandel – und bleiben so zeitgemäße Identifikationsorte.

An dieser Stelle will ich gerne auf das „Zukunftsprogramm 2030“ der Arbeitsgemeinschaft Historische Stadt- und Ortskerne verweisen. In dieser Publikation werden konkrete Herausforderungen und Aufgaben zu fünf Handlungsfeldern formuliert, die als Gemeinschaftsanliegen der Arbeitsgemeinschaft Historische Stadt- und Ortskerne verstanden werden:

1. Gebaute Geschichte – erkennen, sichern und vermitteln
2. Neues wagen – Neubau mit Anspruch, Freiräume im Fokus
3. Altstadtlust – Wohnen, Arbeiten und Leben im Kern
4. Vorhang auf – Kerne als Erlebnis
5. Integrierte Stadtentwicklung – Kerne brauchen Management.

An dieser Stelle sollen nicht die einzelnen Inhalte, Ziele und Aufgaben der Handlungsfelder aufgelistet werden. Vielmehr geht es um die „Botschaft“ dieser Publikation und des damit verbundenen Arbeitsprozesses. Mit „Erbe im Gepäck – Zukunft im Blick“ und dem „Zukunftsprogramm 2030“ sind zwei Publikationen entstanden, die ein Gemeinschaftswerk sind. Es geht nicht um die Erfüllung gesetzlicher oder administrativer Vorgaben. In Bürgermeisterbefragungen, Regionalgruppen-Workshops und Themenwerkstätten ging es darum, eine gemeinsame Plattform für die Arbeitsgemeinschaft Historische Stadt- und Ortskerne zu formulieren, um die Zukunftsfähigkeit der Stadt- und Ortskerne zu gestalten. Die konsequente Einbeziehung der Bürgermeisterinnen und Bürgermeister macht dabei eines deutlich: Die Zukunft der Historischen Stadt- und Ortskerne ist „Chefsache“. Die Stadt- und Ortskerne sind mit ganz wenigen Ausnahmen die Visitenkarten der in der Arbeitsgemeinschaft versammelten Städte und Gemeinden.

Sie prägen das Gesicht der Städte. Sie sind die Zentren des gesellschaftlichen Lebens. Sie bestimmen die Identifikation der Menschen mit „ihrer“ Stadt. Weil historische Stadt- und Ortskerne „Heimat“ sind. In einer zunehmend globalisierten und digitalisierten Welt ist es wichtig, städtebauliche und baukulturelle Bezugspunkte für alle Bevölkerungsgruppen zu haben und diese weiter zu entwickeln. Dafür wollen die Publikationen „Erbe im Gepäck – Zukunft im Blick“ sowie das „Zukunftsprogramm 2030“ die entscheidenden Grundlagen schaffen.



IMPRESSIONEN:
FACHTAGUNG
UND STADTRUND-
GANG













Rund 80 Teilnehmer aus den Mitgliedsstädten waren nach Kalkar gereist.





Referenten im angeregten Austausch untereinander und im Dialog mit dem Publikum



Mittelalterliches Stadtbild und die Kirche
St. Nicolai in der 1230 gegründeten Stadt
Kalkar



Kalkarer Marktplatz mit Blick auf den spätgotischen Backsteinbau des Rathauses.

KURZINFOS ZUM THEMA



Planen, Bauen und Gestalten – Baukultur und Dorfgestaltung in der Eifel

Unter Federführung von Prof. Rolf Egon Westerheide, Institut für Städtebau und Landesplanung der RWTH Aachen, wurde 2013 unter dem Titel „Bauen in der Eifel | Informationen zum Planen, Bauen und Gestalten – Baukultur in der nordrhein-westfälischen Eifel“ ein Grundlagenband veröffentlicht. Einen Beitrag zu Erhalt und Weiterentwicklung der Eifel-Baukultur sollte das LEADER geförderte Projekt leisten – entstanden ist eine umfassende Bestandsaufnahme, die praxisorientierte Handlungsempfehlungen zum regional-typischen Bauen in der nordrhein-westfälischen Eifel gibt.

Die Publikation bündelt Informationen zu eifelspezifischen, prägenden Prinzipien der Siedlungs- und Bautypologien der Eifel-Region, zeigt anhand exemplarischer städtebaulicher

und baulich-konstruktiver Entwürfe spezifische Problem- und Fragestellungen der Region auf und führt diese unter anderem in Gemeindesteckbriefen zusammen. Zu Projekt und Publikation ist auch die Internetplattform www.baukultur-eifel.de entstanden.



Bestand braucht Haltung – Positionspapier des BDA NRW

„Bestand braucht Haltung!“ fordert der BDA Landesverband NRW in seinem im November 2016 veröffentlichten Positionspapier zum Umgang mit dem baulichen Bestand und Erbe. Das Papier geht über die Betrachtung denkmalpflegerischer Frage- und Aufgabenstellungen im engeren Sinne deutlich hinaus und regt die Auseinandersetzung mit dem gesamten architektonischen und städtebaulichen Bestand in seinen unterschiedlichen Ausprägungen und Qualitäten an. Dabei wird der Erhalt des Bestandes gleichwertig neben den Neubau gestellt, damit mehr Respekt vor dem Bestand sowie seine nachhaltige Nutzung und Weiterentwicklung gefordert.

Der BDA wendet sich mit dem Positionspapier vor allem an die eigene Architektur- und Baubranche, um für Ressourcenschonung, nachhaltige Bauzyklen zu sensibilisieren. Vorgesprochen werden Maßnahmen für die Bereiche Denkmalschutz,

Förderung, Planungsinstrumente, Ausbildung und Öffentlichkeitsarbeit. Erarbeitet wurde das Positionspapier von der Arbeitsgruppe „Denkmäler und Bauen im Bestand“ des Landesverbandes. 2015 wurden die Thesen im Rahmen einer Tagung mit Vertretern aus Denkmalpflege, Bau- und Denkmalbehörden, Politik und Wissenschaft diskutiert und anschließend nochmals überarbeitet. Die Broschüre kann beim BDA Landesverband NRW bestellt oder als PDF heruntergeladen werden: www.bda-nrw.de

Erhaltenswerte Bausubstanz

2014 hat das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) eine kommunale Arbeitshilfe unter dem Titel „Die besonders erhaltenswerte Bausubstanz in der integrierten Stadtentwicklung Erkennen – Erfassen – Entwicklung steuern“ herausgegeben.

Die Arbeitshilfe gibt Empfehlungen zum kommunalen Umgang mit Bestandsbauten, die im Sinne einer nachhaltigen und bestandsorientierten Stadtentwicklung verstärkt in den Fokus der Betrachtung zu rücken sind. Erhaltenswerte Bausubstanz verdient mehr Wertschätzung, weil sie Ausdruck regionaler Bautraditionen und Baustile ist, in ihrem Zusammenwirken die städtebauliche Struktur prägt, das Ortsbild maßgeblich bestimmt oder durch ihre aktuelle oder frühere Nutzung ein fester Bestandteil der Stadtgeschichte geworden ist.



Die Broschüre ist eine Arbeitshilfe zur Entwicklung einer stadtindividuellen Baukultur und gliedert sich in die drei Teile „Erkennen und Erfassen“, „Regeln und Pflegen“ und „Erklären und Vermitteln“. Sie wird kostenlos abgegeben und ist beispielsweise über die Bundestransferstelle Städtebaulicher Denkmalschutz erhältlich oder online über www.bmub.bund.de.

HERAUSGEBER

Arbeitsgemeinschaft Historische Stadt-
und Ortskerne in Nordrhein-Westfalen,
Geschäftsstelle Lippstadt
www.hso-nrw.de

Ministerium für Heimat, Kommunales,
Bau und Gleichstellung
des Landes Nordrhein-Westfalen
www.mhkgb.nrw.de



Ministerium für Heimat, Kommunales,
Bau und Gleichstellung
des Landes Nordrhein-Westfalen



COPYRIGHT 2017

Arbeitsgemeinschaft Historische Stadt- und Ortskerne
in Nordrhein-Westfalen, Lippstadt

REDAKTION UND LEKTORAT

Caroline Uhlig, Jana Breßler, Martina Koch
complan Kommunalberatung GmbH

LAYOUT

Dörte Nielandt, Berlin

ABBILDUNGEN

Erik-Jan Ouwerkerk

S. 13: unbekannt

S. 32–37: Jürg Sulzer

S. 42: Hans Jürgen Landes, Fotodesign, Dortmund

DRUCK

Westmünsterland Druck, Dortmund